

Italienische Herbsttage (II).

Erinnerungen an den zwölften archäologischen Kursus (1902) deutscher Gymnasiallehrer
in Italien.

Von

Dr Gustav Reinhardt.

In der Beilage zum Osterprogramm der Anstalt vom Jahre 1897 veröffentlichte Prof. Dr Ballin unter obigem Titel seine Aufzeichnungen über den fünften archäologischen Kursus, mußte aber leider wegen beschränkten Raumes mit Rom abbrechen. Da dieser Bericht so warme Aufnahme fand, daß er jetzt längst vergriffen ist, zugleich aber seine Unvollständigkeit lebhaft bedauert wurde, so habe ich es auf Wunsch des Verfassers unternommen, die Arbeit zu Ende zu führen. Wenn ich dazu meine eigenen Aufzeichnungen vom zwölften Kursus, an dem ich im Auftrage der Herzoglich Anhaltischen Regierung teilzunehmen die Ehre hatte, benutze, so wird das der Sache an und für sich nicht schaden, da das Programm im wesentlichen alljährlich dasselbe ist. Ob es mir dagegen gelungen ist, in der Darstellung den Ton meines Vorgängers auch nur annähernd zu erreichen, muß ich stark bezweifeln: es besitzt eben nicht jeder seine lebhafte Phantasie und glänzende Darstellungsgabe. Um wenigstens äußerlich die beiden Arbeiten als ein zusammengehöriges Ganzes erscheinen zu lassen, lasse auch ich mein Tagebuch reden, ohne viel an der ursprünglichen Form zu ändern; benutze ich Bäckers „Italien“, Maus verschiedene Arbeiten über Pompeji und Nissens „Italische Landeskunde“.

Neapel, den 30. Oktober 1902.

Es ist nachts $\frac{1}{2}$ 12 Uhr. Soeben bin ich aus der Birreria Gambrinus, wo es frisches Münchener vom Faß gab, mit mehreren Kursgenossen, die gleichfalls im Hotel Continental abgestiegen sind, heimgekehrt, und nun gilt es noch, die überaus reichen Eindrücke dieses sehr bewegten Tages niederzuschreiben. — Mit Wehmut schieden wir heute morgen 8 Uhr nach zweiundzwanzigtägigem Aufenthalte von Rom, das uns so lieb und heimisch geworden war. Wie schnell war doch die Zeit verstrichen, die uns anfangs völlig ausreichend geschiessen hatte, um die Wunder Roms alle kennen zu lernen; und nun zeigte sich, wieviel noch übrig blieb, was wir nur flüchtig oder gar nicht gesehen hatten. Ein erneuter Besuch der einzigen ewigen Stadt dürfte auch uns noch Stoff genug zur Unterhaltung bieten.

Auch diesmal wurde das neue Reiseziel nicht in einem Zuge erstrebt, vielmehr die Fahrt nach ca 2 Stunden in **Frosinone** unterbrochen, um dem 15 km weit hoch auf dem Abhange der Volskerberge gelegenen **Alatri** — der alten Hernikerfeste **Aletrium** — einen Besuch abzustatten. In bereit stehenden Wagen ging die Fahrt bei prächtigstem Wetter durch eine landschaftlich reizvolle Gegend, wobei man reichlich Gelegenheit hatte, die malerischen Trachten der Landbewohner, namentlich ihr Schuhwerk — teils vorn hochgeschnäbelte Holzschuhe, teils eine Art Sandalen — kennen zu lernen; unsere Bewunderung

erregten auch die schweren Lasten, die von den Frauen auf dem Kopfe getragen wurden. Der letzte Teil des Weges, der sehr steil war, wurde zu Fuß zurückgelegt und gleich der höchste Punkt des Ortes, die *Akropolis*, erstiegen, wo man eine herrliche Aussicht auf Gebirge sowie Ebene genießt, aber auch Reste eines *sehr alten Tempels* findet, auf denen sich jetzt ein modernes Gotteshaus erhebt. Noch viel mehr staunten wir über die *gewaltige Mauer*, welche die Akropolis umgibt. Sie freilich kyklopisch zu nennen, geht nicht an, denn die polygonalen Blöcke sind behauen und, wenigstens nach außen, glatt; immerhin geht sie in eine frühe Zeit zurück. Ihre Höhe beträgt im Durchschnitt 9 m, der Sturz des Burgtores ist über 5 m lang, 1,60 m hoch, 1,75 m breit und wiegt 6—700 Zentner. Die noch vorhandenen Röhren einer *Wasserleitung* trieben das Wasser 93,5 m hoch — fürwahr eine beachtenswerte Leistung antiker Technik (Nissen). — Auf der Höhe wurde gelagert und das frugale Frühstück, bestehend aus Brot, Käse, Schinken und Wein, unter dem Zulauf der Jugend von Alatri mit gutem Appetite verzehrt. Dieser Moment wurde von einem der Unseren auf der Platte fixiert, und als Neujahrsgruß flog das Bildchen auf einer Postkarte den einzelnen in das Haus und bildet seitdem eine von den lieben Erinnerungen an diese schöne Zeit. Dem verehrten Leipziger Kollegen auch an dieser Stelle herzlichen Dank! — Dann ging es zurück zur Station und mit der üblichen Verspätung weiter nach Neapel. Diese ganze Fahrt von Rom nach Neapel, zur Linken immer vom Gebirge begleitet, ist nicht nur landschaftlich eine der schönsten, erst durch die **Campagna** mit ihrem eigentümlichen Wahrzeichen, den gewaltigen Bögen der antiken *Wasserleitungen*, dann, nach Überschreitung des **Garigliano** (Liris), durch die fruchtbare Ebene von **Kampanien**, die ohne besonderes Zutun der Bewohner mehrere Male im Jahre die reichsten Ernten hervorbringt, sondern man befindet sich hier auch auf einem Boden, überaus reich an historischen Erinnerungen. Da erblickt man in der Ferne am Abhange des Sabinergebirges — die meisten Orte liegen hier, aus sanitären Gründen, fern von der Bahn, hoch — **Palestrina**, das alte Praeneste, den Hort der Marianer im ersten Bürgerkriege, in neuerer Zeit wieder berühmt geworden durch den Neubegründer der Kirchenmusik und durch den berühmten Schatz, der hier 1876 gefunden wurde und sich jetzt im Kircherianum zu Rom befindet; dann folgt **Anagni**, der Geburtsort Innocenz' III., unter dem das Papsttum sein Ideal der Weltherrschaft erfüllt sah; **Sgurgola**, zwar nicht mit dem nördlich vom Fuciner See gelegenen Scurcola, wo sich Konradins Schicksal erfüllte, identisch, erinnert doch durch seinen Namen an den Untergang des hohenstaufischen Geschlechts; **Aquino** interessiert uns als die Heimat nicht nur des beißenden Satirikers Juvenal, sondern auch des hervorragendsten Vertreters der mittelalterlichen Scholastik; **Monte Cassino**, auf ragender Bergeshöhe weithin sichtbar, zeigt uns das erste abendländische Kloster, von Benedikt von Nursia 529 gegründet, heute eine geistliche Erziehungsanstalt; **San Germano** erinnert an die Glanzzeit Friedrichs II., der hier unter Vermittelung namentlich des Deutschen Ordensmeisters Hermann v. Salza Frieden mit dem Papste schloß; **Teáno** führt wieder in die früheren Zeiten Roms, als es mit den Samniten den schwersten Kampf um die Vorherrschaft in Italien führte; endlich schließt das im Hannibalischen Kriege so berühmt gewordene **Capua** diese lange Reihe historisch wichtiger Stätten. Der Historiker konnte da in mir schwelgen, und er versuchte denn auch, sich das Bild vergangener Zeiten vor die Seele zu zaubern. Leider verhüllte zuletzt die Dunkelheit die Aussicht, so daß wir trotz eifrigen Spähens vom Vesuv nichts mehr entdeckten. Um 7 Uhr hielt der Zug im Bahnhof von **Neapel**, und mit Hilfe des Gepäck tragenden Facchino nahmen wir etwa zu sieben im Omnibus des *Hotel Continental* Platz, um in diesem ganz deutschen Hause, wo vom Besitzer — er ist ein Altenburger — bis zum Facchino herab alles deutsch spricht, treffliche Unterkunft zu finden. Nach einem etwas verspäteten Pranzo zog es uns wieder hinaus, um gleich am ersten Abend möglichst viel vom Volksleben in Neapel kennen zu lernen. Das gelang uns von der *Via Partenope*, in der dicht am Meere das Hotel liegt, bis zur *Piazza S. Ferdinando* in reichem Maße, und wir waren froh, endlich der Frechheit der Rosselenker, die uns mit ihrem Gefährt anzufahren drohten, der Zudringlichkeit der alles mögliche feilbietenden Händler und dem Elend der Bettelei, die uns hier in jeder Gestalt auf Schritt und Tritt verfolgte, entronnen

zu sein und im Gambrinus ein geschütztes Plätzchen zu finden. Auf dem Nachhausewege mußten wir uns wieder durch ein ganzes Heer von zudringlichen Menschen hindurchkämpfen, und kurz vor dem Hotel galt es noch eine Serenade über sich ergehen zu lassen, deren Klänge noch jetzt durch das geöffnete Fenster meines im dritten Piano gelegenen Zimmers zu mir dringen. Welch ein Leben in dieser größten Stadt Italiens bis tief in die Nacht hinein! Erst hier konnte man so recht erkennen, was eine „italienische Nacht“ zu bedeuten hat; Rom ist ein Waisenkind dagegen.

Neapel, den 31. Oktober.

In die Führung im **Nationalmuseum** teilten sich Petersen und Mau, indem dieser alles auf Pompeji und Herkulaneum Bezügliche, jener alles andere, was der Beachtung wert schien, erklärte. Leider war für den reichen Inhalt des Museums die Zeit etwas zu kurz bemessen; denn von den fünf für Neapel bestimmten Tagen kamen nur zwei für das Museum in Betracht, da die übrigen frei waren und deshalb zu Ausflügen in die nähere und fernere Umgebung benutzt wurden, was sich ja in diesem gottbegnadeten Stück Erde als besonders lohnend erweist. Daß es unter diesen Umständen die Führung im Museum sehr eilig hatte und über manches schneller hinwegging, als einem lieb war, ist nicht zu verwundern; immerhin ist uns von den wichtigeren Schätzen nichts entgangen. Ich kann natürlich bei der Knappheit des mir zur Verfügung stehenden Raumes und bei dem Zwecke dieses Berichtes davon wieder nur einiges besonders hervorheben.

Heute begann die Führung um 9 Uhr unter Maus trefflicher Leitung mit der Erklärung einer Reihe hervorragender *Wandgemälde*, besonders aus *Pompeji*. Gleich bei den ersten nahm Mau Gelegenheit, auf die *vier* zeitlich aufeinander folgenden *Stilarten*, die er in der dekorativen Wandmalerei Pompejis unterscheidet, etwas näher einzugehen und ihre Unterschiede klarzulegen. Während der erste Stil marmorbekleidete Wände durch plastische Stuckarbeit nachzuahmen sucht (Inkrustationsstil), tut dies der zweite durch bloße Malerei (Architekturstil), der dritte ist ägyptisierend und zeichnet sich durch schöne und reine Formen ebenso wie durch zart und fein abgestimmte Farben aus, der vierte endlich zeigt besondere Vorliebe für phantastisch schlanke und in spielend ornamentaler Weise verwandte Architekturmalerei. Die figürlichen Darstellungen, die solcher Dekorationsmalerei eingefügt werden, gehören fast alle dem dritten und vierten Stile an, mit dem ersten waren überhaupt keine verbunden. Es sind teils eingerahmte Gemälde, welche die Stelle an der Wand hängender Tafelbilder vertreten, teils einzelne Figuren, schwebend oder stehend. Die *Gemälde* sind zum großen Teile Reproduktionen von Bildern hellenistischer Zeit. Darunter befand sich als besonders bekannt *die Opferung der Iphigenie* aus dem Hause des tragischen Dichters in Pompeji, wahrscheinlich angeregt durch ein berühmtes Gemälde des Timanthes, eines Zeitgenossen des Zeuxis und Parrhasios. Dieser stellte bekanntlich, nachdem er den Ausdruck des Schmerzes an Kalchas, Odysseus, Aias und Menelaus so gesteigert hatte, daß eine Steigerung nicht mehr möglich schien, ohne das oberste Gesetz der griechischen Kunst zu verletzen, den Agamemnon verhüllten Antlitzes dar. Von diesem viel gepriesenen Gemälde ist unser Bild freilich nur eine plumpe, handwerksmäßige Nachahmung, da gerade die Figuren unterdrückt sind, die den Hauptreiz der Vorlage bildeten. Vertreten sind auch zahlreiche *Stilleben*, die sogenannten *ξένια*. Sie haben ihren Namen daher, daß den Fremden, die zu Besuch kamen, nur für einen Tag Bewirtung gewährt wurde, während ihnen für die folgende Zeit eine Küche mit allerlei Speisen, die sie sich zubereiten konnten, zur Verfügung stand. Diese Speisen hießen *ξένια*, und dieser Name wurde auf die Bilder mit solchen Darstellungen übertragen. — Zahlreiche andere Bilder konnten nur flüchtig im Vorübergehen betrachtet werden, zum Beispiel eine *Laokoongruppe*, das *Ende der Niobiden*, die große *Schlägerei im Theater zu Pompeji*, das *Salomonische Urteil* und das *Trojanische Pferd*; besonders interessant waren die, welche *das Treiben auf dem Forum Pompejis* zur Anschauung brachten. — Von der großen Menge pompejanischer *Inschriften* ganz verschiedener Art, von den monumentalen Inschriften öffentlicher Gebäude bis zu den einfachsten

Wandkritzeleien, wurden auch mannigfache Proben vorgelegt; sie haben sehr häufig auf Wahlen Bezug und enthalten Empfehlungen von Kandidaten für die städtischen Ämter. Mit heißem Bemühen und teilweisem Erfolge versuchten wir einige der primitivsten, der *Graffiti*, zu entziffern, die, mit einem Griffel in die Wand gekratzt, nicht immer sauberen Inhalts waren. — Inzwischen hatte sich die Zahl der Zuhörer immer mehr vergrößert, indem sich auch solche Besucher des Museums anschlossen, die in durchaus keinem Zusammenhange mit dem Giro standen, und in drangvoll fürchterlicher Enge, gedrängt und gestoßen von allen Seiten, wurde einem der Genuß der vielen Schönheiten recht erschwert; wie ein Alp fiel es deshalb von uns, als das Wort „Mittagspause“ an unser Ohr schlug. In Windeseile ging es in eins der nächstliegenden Restaurants, um wenigstens etwas für die leibliche Stärkung zu tun; in einer halben Stunde, um 2 Uhr, sollten wir wieder am Museum versammelt sein.

Es war doch gegen $1\frac{1}{2}$ 3 Uhr, als Petersen die Erklärung der *plastischen* Schätze beginnen konnte. Wenn schon am Vormittage bei der reichen Fülle des Vorhandenen etwas summarisch verfahren werden mußte, so am Nachmittage — war doch heute, als am letzten Oktober, nur bis 3 Uhr offen — noch viel mehr. Trotzdem sprach unser kundiger Führer bei einigen Werken wieder eingehender, um uns, wie wir das schon von Florenz und Rom her kannten, mit der Methode archäologischer Forschung vertraut zu machen; und es ist in der Tat merkwürdig, mit welchen Augen man zuweilen ein Bildwerk nach der Erklärung betrachtete. So zeigte er uns an einer aus Herkulaneum stammenden Gruppe, *Orest und Elektra* genannt, woran man ein archaisches Werk von einem archaischen unterscheiden kann. Die männliche Figur verrät ja auf den ersten Blick große Ähnlichkeit mit der sogenannten Stephanosfigur, so daß man die Gruppe derselben Zeit zuweisen möchte; indessen fallen auch dem weniger geschulten Auge verschiedene Neuerungen auf, die auf eine viel jüngere Zeit hinweisen. Noch deutlicher erkennt man die spätere Zeit bei der weiblichen Figur: sie ist ein wahres Gemisch von archaischen und modernen Formen, hervorgehend aus dem Bestreben des Künstlers, etwas Neues, Eigenartiges zu schaffen; die drei geringelten Locken vor dem Ohr, der tief liegende Gürtel und die Falten des Gewandes tragen einen durchaus hellenistischen Charakter. — Während nun die meisten von uns voll Wißbegierde an den Lippen des beredten Führers hingen, der trotz seines hohen Alters und trotz der ungünstigen Zeit, so unmittelbar nach Tische, keine Ermüdung zu kennen schien, übten Zeit und Umstände auf einige, die gewiß von Hause aus an ein Mittagsschläfchen gewöhnt waren, eine derartige einschläfernde Wirkung aus, daß man bald hier, bald dort einen der blonden Tedeschi kraftlos auf einen Stuhl oder eine andere Sitzgelegenheit fallen sah, um, aller Kunst und Wissenschaft zum Hohne, „nur ein Viertelstündchen“ zu ruhen. Wer aber den Lockungen des Schlafgottes siegreich widerstand, der wurde glänzend belohnt, denn schon kam man zu einem Prachtstück des Museums, der Gruppe des *Harmodios und Aristogeiton*. Nach der bisherigen, landläufigen Ansicht wurde das Denkmal der Tyrannenmörder, die in Athen fast göttliche Verehrung genossen, bald nach der Vertreibung des Hippias am Fuße der Akropolis aufgestellt, nach der Einnahme Athens aber von den Persern entführt. Nach der Niederlage der Perser wurde deshalb ein zweites Denkmal angefertigt, da man ohne dies Nationalheiligtum nicht mehr sein wollte; und als später die erste Gruppe aus Persien zurückkam, besaß man das Denkmal zweimal (Pausanias). Neuerdings glaubt man nachweisen zu können, daß die Stimmung gegen die Pisistratiden erst nach Marathon so erregt wurde, daß man überhaupt erst um 487 zu einem Denkmal der Tyrannenmörder in Athen kam (Corßen). Jedenfalls gehen alle Nachbildungen, also auch die neapolitanische, auf die zweite Darstellung aus Bronze zurück. Leider ist die Ergänzung nicht ganz richtig, da der Kopf des einen, als des älteren, bärtig sein, und der eine ein Schwert, der andere ein Messer in der Hand haben muß. Der jüngere fällt ungedeckt zum Schlage aus, während der ältere zu seinem Schutze das Gewand über dem linken Arme liegen hat. Ich dachte dabei lebhaft an den Apollo von Belvedere, an dem sich deutlich zeigt, wie dies Motiv später beibehalten wurde, auch wenn es gar nichts zu schützen gab. Auch die Aufstellung im Museum ist nicht glücklich gewählt; die Figuren müssen vielmehr genau in einer Linie stehen, so daß die Athener, wenn sie auf

die Burg gingen, die volle Vorderseite, wenn sie zurückkamen, die volle Rückseite ihres Nationaldenkmals vor Augen hatten. — Hier erblickten meine Augen auch, wonach sie sich schon lange gesehnt hatten, die *Marmornachbildungen* von vier Statuen des bekannten *pergamenischen Siegesdenkmals* für die Akropolis in Athen. Bekanntlich ist es den Bemühungen von Brunn gelungen, in den verschiedenen Museen zerstreut, eine größere Anzahl (im ganzen zehn) Kopien als zu diesem Denkmal gehörig nachzuweisen; eine Probe davon lernte ich bereits in Rom kennen, hier sah ich nun gleich vier beieinander, und zwar von jeder unterliegenden Gruppe je ein Exemplar: eine Amazone, einen Giganten, einen Perser und einen Gallier. Mit der Amazone zusammen wurde ein Kind gefunden, das aber wohl nicht zu ihr gehören kann, denn sonst sind in der bildenden Kunst Amazonen niemals als Mütter dargestellt. Es ist gewiß kein Zufall, daß alle von diesem Siegesdenkmal gefundenen Kopien den Unterliegenden angehören: nur die pflegten nachgebildet zu werden. Die Originale bestanden aus Bronze, und über den Ort der Aufstellung erhalten wir einige Aufklärung aus jener bekannten Plutarchstelle (Anton. k. 60), in der es heißt, daß infolge starken Windes eine Figur von der Mauer der Akropolis in das Dionysostheater hinabgestürzt sei, was bei der Kleinheit der Figuren, die an Größe denen des Siegesdenkmals auf der Akropolis von Pergamon weit nachstanden, sehr wohl denkbar ist. — Beim Weitergehen wurde unser Schritt von der sogenannten *Hera Farnese* gehemmt, die mit ihrem strengen, hoheitvollen Blick, den stark hervortretenden Augenlidern und dem überaus herben Munde immer großen Eindruck auf mich gemacht hat. Ob sie überhaupt eine Hera ist? — Zuletzt lenkte Petersen unsere Aufmerksamkeit noch auf einen *weiblichen Torso*, den er für ein hervorragendes Stück der Sammlung erklärte, während wir vielleicht achtlos daran vorbeigegangen wären. Die stark ausgebogene linke Hüfte weist auf das linke Bein als Standbein, die Behandlung des Körperlichen ist überaus reizvoll und läßt vermuten, daß das Werk ziemlich früh an der Bahn nackter Frauenbilder gestanden hat. Wen es darstellt? Darauf fällt einiges Licht durch eine ähnlich komponierte Gestalt, die mit einem Amor zur Seite in Capua gefunden ist. Vielleicht haben wir es also mit Amor und Psyche zu tun.

Gern hätten wir den geistvollen Erklärungen Petersens noch länger gelauscht, indessen mahnte uns der wachsame Cerberus in Gestalt eines Museumsdieners, der uns schon seit einiger Zeit mit den Schlüsseln klappernd umschlichen hatte, daß die Zeit abgelaufen sei, und so mußten wir denn abziehen. Doch brauchten wir darüber nicht gar zu traurig zu sein, denn ein anderer Genuß wartete unser. Eine einstündige Droschkenfahrt, immer am Meere entlang, brachte mich mit einigen gleichgestimmten Seelen nach dem **Posilipo**. Das Wetter war herrlich, die Aussicht gut, und man konnte nur immer wieder über all die Schönheiten staunen, die sich hier dem Auge boten. Da sah ich zum Greifen nahe das *Cap Misenum*, dort winkte der alte Badeort *Bajä*, dann die flache Insel *Procida*, dahinter das trotzig aufsteigende *Ischia* und endlich das von der strahlend untergehenden Sonne herrlich beleuchtete weite, weite Meer. Hier mochte man lange verweilen und sich in stille Erinnerungen versenken. Doch mahnte die schnell eintretende Dunkelheit und die damit verbundene Kühle, daß es Zeit sei, nach Hause zu fahren. — Der Abend vereinte einen Teil der Kursusmitglieder in der Galleria Umberto I., wo wir den Klängen einer Musikkapelle und dazwischen von Damen mit nicht ganz einwandfreier Stimme vorgetragenen Gesangstücken lauschten. Auf dem Nachhausewege umtoste uns wieder das bis tief in die Nacht hinein währende Treiben der Großstadt.

Capri, den 1. November.

„Vedi Napoli e poi muori!“ Dies stolze Wort von der unübertroffenen Schönheit Neapels war das erste, was mir heute früh in den Sinn kam, als ich das Fenster meines Zimmers öffnete und den Blick über die sonnenbeglänzte Fläche des Busens von Neapel schweifen ließ. Welch herrliches Stück Erde hat doch der liebe Gott hier geschaffen, die Gefühle, die einem das Herz erfüllen, wenn man das alles genießt, lassen sich gar nicht in Worten ausdrücken! Deutlich unterschied ich die einzelnen Orte,

die am Fuße des Vesuvs, der mit seinem ewig umwölkten Haupte wie ein Herrscher über dem Ganzen thront, hart am Meere liegen, ebenso klar lag die Insel *Capri*, die den Golf nach Süden abschließt, vor mir. Man kann es wohl verstehen, daß die Bewohner der Gegend unmittelbar unter dem Vesuv trotz der beständig von ihm drohenden Gefahr seit alter Zeit an ihren Wohnsitzen festhalten und heute wieder aufbauen, was der grollende Berg gestern verschüttet hat. Die Schönheit des Golfes sollten wir heute noch näher kennen lernen, da sich viele von uns zu einer Fahrt mit dem Dampfer nach Capri zusammengefunden hatten, um hier, auf dem reizendsten aller Eilande, den 1. November, der als katholischer Festtag jeder Museumsführung eine unübersteigliche Schranke entgegensetzte, und den darauf folgenden Sonntag zu verleben. Wir konnten keinen schöneren Tag gefunden haben, denn klar strahlte die Sonne vom tiefblauen Himmel auf das ruhige Meer hernieder. In ziemlicher Nähe fuhren wir an der Küste entlang, wo sich Ort an Ort reihte, so daß alles eine zusammenhängende Wohnstätte zu bilden schien, ein friedliches Bild, wie man es sich entzückender kaum denken kann, und wie es sich gewiß auch in den verhängnisvollen Augusttagen des Jahres 79 bot, weshalb die Bewohner keine Ursache zu haben glaubten, an einen so jähen Wechsel zu denken. Da liegt *Resina*, auf den Trümmern des verschütteten Herculaneum, dann folgt *Torre del Greco*, wiederholt, zuletzt noch 1861, durch die Ausbrüche des Vesuvs zerstört, weiter schließt sich an *Torre Annunziata*, hart am Meere gelegen, dessen Wasser fast bis an die Eisenbahnschienen heranleckt, etwas landeinwärts glaubten einige mit Hilfe guter Gläser gar die Trümmer *Pompejis* zu schauen; wir fuhren langsam vorüber an *Castellammare* und am lieblichen *Sorrento*, gegen dessen Reize ja schon Ulixes die schärfsten Vorsichtsmaßregeln ergreifen mußte. Endlich erreichte der Dampfer **Capri**, wo zuerst der blauen Grotte ein Besuch abgestattet wurde, der freilich für einige Kollegen etwas feucht verlief, da der Seegang nicht ganz unbedeutend war. Nach der Landung in *Marina* ging es eilends hinauf nach *Capri*, wo in dem von Deutschen bevorzugten *Hotel Pagano*, dessen Tischwein freilich völlig ungenießbar war, Quartier genommen wurde. Bald waren wir wieder unterwegs, um nach *Anacapri* und von da nach dem 585 m hohen *Monte Soláro*, dem höchsten Punkte der Insel, zu klettern. Unter Verlust ungezählter Schweißtropfen, die uns die unbarmherzig herniederbrennende Novembersonne erpreßte, wurde das Ziel erreicht, aber die Mühe durch eine herrliche Aussicht belohnt. Zu Füßen lag die Insel, die man gut überschauen und von deren merkwürdiger Gestaltung man die bei der Anfahrt empfangene Vorstellung ergänzen konnte. Schroff fällt sie zum Meere ab, und zwischen fünf bis sechs steilen Höhen breiten sich schmale Täler aus. Mit untergehender Sonne wurde abgestiegen, bald herrschte völliges Dunkel, durch das die zahlreichen wegen des 1. November auf dem Friedhofe angezündeten Lichter geisterhaft zu uns herüberleuchteten, und todmüde erreichten wir unser Hotel, wo wir an stark besetzter Tafel — es waren fast lauter Deutsche — durch das Pranzo wieder zu Kräften zu kommen suchten. Der Abend fand uns bei einer Flasche deutschen Bieres im nahen Kater Hidigeiei.

Capri, den 2. November.

Auch heute weckte uns strahlender Sonnenschein; der Himmel schien uns endlich für die vielen Regentage in Rom entschädigen zu wollen, und wir beeilten uns, die weiteren Schönheiten der Insel kennen zu lernen. Wir stiegen deshalb nach der *Villa di Tiberio* an, auf der Ostspitze der Insel gelegen, ebenfalls mit prächtiger Fernsicht, vor allem nach den Golfen von Neapel und Salerno. Von der Villa selbst, einer von den zwölf, welche Tiberius auf Capri, wo er sich die letzten zehn Jahre seines Lebens aufhielt, anlegte, sind nur noch die Substruktionen erhalten, die freilich einen Schluß auf die gewaltige Ausdehnung dieses Baues zulassen; oben darauf steht heute eine kleine Kapelle mit der Wohnung eines Eremiten, der den erschöpften Wanderer in freundlicher Weise labt. Auf dem Rückwege sahen wir die Stelle, wo Tiberius seine Opfer hinabgestürzt haben soll, einige Schritte weiter befand sich neben den Resten eines antiken Leuchtturmes eine Wirtschaft. Hier rasteten wir und bewunderten die Wirtstochter mit ihrem Gemahle in einer vollendeten Tarantella. Nach einigen Stunden hieß es von dem schönen Capri

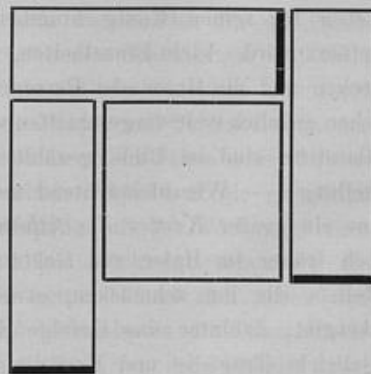
scheiden, denn um 4 Uhr fuhr der Dampfer zurück. Einige benutzten die Zeit noch zu einem erfrischenden Bade in den blauen Meeresfluten; ich stieg ganz langsam und allein, um die Schönheiten der Insel noch einmal auf mich wirken zu lassen, zum Gestade hinunter, geleitet von dem Abschiedsgesange der Capreser Jugend „Muß i denn, muß i denn zum Städtel hinaus“. Mit einigen Münzen gab ich meiner Freude Ausdruck, daß der Einfluß der jahraus jahrein hier so zahlreich anwesenden Deutschen — von ca 30 000 Fremden sind die reichliche Hälfte Deutsche — so gute Früchte zeitigt, und traf mit meinen Reisegefährten an der Landungsstelle wieder zusammen. Die Rückfahrt nach Neapel war nicht weniger genußreich als die Herfahrt, namentlich entlockte uns die wunderbare Färbung des Meeres beim Sonnenuntergange immer wieder Ausrufe des Entzückens; auch der Vesuv gab sich Mühe, unsere Zufriedenheit zu erlangen, indem er seinem Krater stärkere Rauchwolken als die Tage vorher entsandte. Manche wollten sogar ab und zu einen Feuerschein aufblitzen sehen. Der Abend sah uns wieder im Kreise der andern in Neapel, wo nun die verschiedenen Erlebnisse ausgetauscht wurden. Da nahm ich auch ein Stück Lava in Empfang, das mir einer der Herren vom Vesuv mitgebracht hatte, den ich ja nun leider nicht besteigen konnte; eins war aber nur möglich: Capri oder Vesuv; um beides zu genießen, war die Zeit zu kurz.

Neapel, den 3. November.

Heute früh wurde die Führung im **Museum** um 10 Uhr wieder aufgenommen und von unserem Meister zunächst auf eine große Zahl von Köpfen berühmter Persönlichkeiten hingewiesen. Unser besonderes Interesse erregten dabei zwei, die nebeneinander stehen und auf *Horaz* und *Vergil* gedeutet werden. Für die Deutung auf Horaz sind gar keine Anhaltspunkte vorhanden; aber die Portraits gehören unbedingt zusammen, und wenn der andere als Vergil erwiesen wird, so ist jener sicher Horaz. Gehört nun der strittige Kopf dem Vergil? Er macht unzweifelhaft einen schwächlichen und kränklichen Eindruck und könnte wohl der Vorstellung entsprechen, die man sich von dem Dichter zu machen pflegt. Deshalb ist er auch dafür erklärt worden, und diese Erklärung hat ihre Bestätigung gefunden durch das später in Nordafrika entdeckte Mosaik, auf dem Vergil nun wirklich dargestellt ist. — Ein Kopf des *Homer*, etwas gehoben, mit hoher, mit der Binde des Siegers geschmückter Stirn, fiel durch seine raffinierte Ausführung auf und steht gewiß der Zeit des Laokoon nicht fern. — Doch unser Sinn für die Köpfe, deren wir ja in Rom schon so viele gesehen, war dahin, als wir das berühmte Mosaik der *Alexanderschlacht* in der Nähe erblickten. Es stammt aus der Casa del Fauno in Pompeji, wo es den Fußboden des Tablinums bedeckte, dessen mit allerlei Tieren gezierte Schwelle wir schon beim ersten Besuch des Museums an anderer Stelle gesehen hatten. Trotz nicht unbeträchtlicher Zerstörung macht das Bild noch immer einen gewaltigen Eindruck, indem es uns mitten in das Kampfgetümmel sei es bei Issos oder bei Gaugamela versetzt. Es zerfällt in zwei Teile, deren einer den Alexander, der einen Perser durchbohrt, zum Mittelpunkt hat, während sich die Personen des zweiten um Darius, der voll Mitgefühl auf diesen toten Perser blickt, gruppieren. Den Mittelpunkt des Ganzen bildet eben jener persische Große, der sein Leben für seinen König hingibt in dem Augenblick, wo zu seiner Rettung ein zweites Pferd herangeführt wird. Viele Einzelheiten, wie die Behandlung von Alexanders Panzer, die Fransen an den Satteldecken und die Hosen der Perser, zeigen, daß die Vorlage des Mosaiks einer Zeit angehört, wo die Malerei schon ziemlich weit vorgeschritten war, frühestens etwa dem Ende des vierten Jahrhunderts. 1,370,000 farbige Glasstifte sind im Bilde gezählt. Welch eine Summe von Ausdauer und Fleiß gehörte zu seiner Herstellung! — Wie nichtachtend man früher mit manchen Zeugen einer großen Vergangenheit umging, zeigte uns ein großer *Krater des Atheners Salpion*, der in der Mitte des nächsten Zimmers stand. Er befand sich früher im Hafen von Gaëta und wurde benutzt, um Schiffstaue darum zu winden; daher sind die Reliefs, die ihn schmücken, etwas lädiert. Dargestellt ist Hermes, der das Dionysoskind einer Amme übergibt, dahinter das Gefolge des Dionysos, den Schluß macht Silen mit zwei weiblichen Gestalten, vielleicht Tragödie und Komödie. — An der Wand desselben Zimmers erblickte ich auch eins meiner

Liebingsstücke, das ich nicht ohne Rührung ansehen kann, *Orpheus und Eurydike* mit Hermes, der die von ihrem Gemahle eben aus der Unterwelt befreite Eurydike zurückholt, ein berühmtes Relief, dessen Original in das fünfte Jahrhundert zurückgeht und oft wiederholt ist. Man versenke sich nur in die Blicke der drei Personen, namentlich des Orpheus, der wider besseres Wissen und Wollen sich schließlich doch noch umgewandt hat, und man wird meine Rührung verstehen. Daß auch bessere Kunstkenner meine Gefühle teilen, bewies mir eine Nachbildung, die in Petersens Wohnung im Institut in Rom meine Aufmerksamkeit erregte. — Die Amazonen wurden auch reitend dargestellt; das zeigte uns eine *Amazonen zu Pferde*, die im übrigen durchaus an die Genossin vom pergamenischen Siegesdenkmal erinnerte. — In einem andern Zimmer erblickten wir nur Darstellungen der *Venus*, die im allgemeinen auf den kapitolinischen Typus zurückgehen, aber von durchaus geringem Werte sind. — Von den zahlreichen *Bronzeskulpturen*, die, aus Herkulaneum und Pompeji stammend, mehrere Säle anfüllen, sei nur der *Ausruhende Merkur* erwähnt, ein frisches Bild elastischer Jugend in einem Augenblick kurzer Ausspannung. Lysippischer Einfluß ist erkennbar, ohne daß er deshalb für ein Original desselben gelten müßte. — Den Schluß der Vormittagsbetrachtung bildeten der *Farnesische Stier* und der *Farnesische Herakles*, beide in den Caracallathermen zu Rom gefunden, beide mit der Farnesischen Sammlung nach Neapel gekommen, beide nun auch in demselben großen Raume untergebracht, wo man sich endlich einmal frei bewegen konnte, ohne fürchten zu müssen, seinen Nachbar auf die Füße zu treten. Die Gruppe des *Stieres* ist ein Werk des Apollonios und Tauriskos und stammt aus der rhodischen Schule: zwei Jünglinge, Amphion und Zethos, rächen ihre Mutter Antiope an der thebanischen Königin Dirke, welche jene lange Zeit mit ausgesuchter Grausamkeit behandelt hat, und binden sie an die Hörner eines wilden Stieres, was die Königin der Armen selbst zugebracht hatte. Die Gruppe ist kühn und lebendig, aber überladen und ziemlich äußerlich ausgeführt, auch durch viele Ergänzungen entstellt. Gerade gegenüber steht *Herakles* von gewaltigen Körperformen, wie er in der späteren Kunst gebildet zu werden pflegte, auf die Keule gestützt, in einer Stimmung, die auf fernere Taten schließen läßt. Es ist ein Werk des Atheners Glykon und geht auf ein Original des Lysippos zurück. Inzwischen waren drei bis vier Stunden unter beständigem Gehen, Hören und Hin- und Hereilen vergangen, und das bewältigte umfangreiche Arbeitspensum rechtfertigte eine jetzt eintretende Mittagspause.

Nach einer Stunde waren wir schon wieder auf dem Wege zur Arbeit, um uns bis vier Uhr in der Sammlung der zahlreichen aus Pompeji stammenden *kleinen Bronzen*, die namentlich alles mögliche Hausgerät darstellen, unter Maus Führung in die Lebensverhältnisse der römischen Kaiserzeit zu vertiefen und uns zu überzeugen, wie groß das Kunstbedürfnis der Alten auch bei einfachen Gegenständen des täglichen Lebens war. Man konnte nur staunen und immer wieder staunen, wenn man all die hunderterlei Gegenstände und Geräte, die heute zu einer Wirtschaftseinrichtung gehören, schon hier in einer Vollkommenheit erblickte, wie man sie jetzt kaum größer erreicht. Da sah man Speisewärmer, Kohlenbecken, Kochmaschinen, Kandelaber, Badewannen, Wasserhähne, Wasserspeier, Beschläge, Schlösser, Schlüssel, Lampen, Schöpflöffel, Trichter, die feinsten Siebe zum Beispiel für Bouillon, Tintenfässer, Spiegel, Glocken, Schmuck- und Toilettegegenstände, chirurgische Instrumente, einen Samovar u. a. m. Nicht zuletzt erregte unser Interesse ein *Triclinium* in der Aufstellung, wie sie jetzt durch die Funde in Pompeji als sicher erwiesen ist (vergl. nebenstehende Abbildung). — Ein gutes *Modell* endlich von Pompeji aus dem Jahre 1871 gewährte uns einen trefflichen Einblick in die Anlage der Stadt, soweit sie bis dahin freigelegt war. Inzwischen ist natürlich die Grabung um ein beträchtliches Stück gefördert worden; doch können, wenn in dem bisherigen Tempo weitergegraben wird, noch gut hundert Jahre bis zur völligen Freilegung vergehen. Das ist ja im Interesse der Wissenschaft sehr zu bedauern, bei dem früheren Stande



der italienischen Finanzen aber durchaus erklärlich. Neuerdings scheinen sich dieselben zu bessern, so daß vielleicht in naher Zukunft ein besonderer Posten für die Ausgrabungen bewilligt wird, während bisher nur die Einnahmen aus dem Besuche des Museums in Neapel und Pompeji selbst dafür zur Verfügung standen. Oder sollte sich etwa ein Nabob finden, der seine Millionen dafür opfert?

Wir haben nun im Laufe der letzten Tage so viel von der verschütteten Märchenstadt gehört und gesehen, daß unsere Begierde, sie selbst zu schauen, kaum noch zu zügeln ist. Alle Reize der Kunst und der Natur, mit denen Neapel so verschwenderisch ausgestattet ist, vermögen uns nicht mehr zu fesseln, mit Allgewalt zieht es uns nach den Ruinen Pompejis. Ein Tag noch, und unser Traum wird Wirklichkeit.

Pompeji, den 4. November.

Ich bin in **Pompeji**, dem Gegenstande meiner Träume seit meiner Gymnasialzeit, zunächst allerdings in dem modernen, habe doch aber etwas auch schon von dem antiken gesehen; zu einem ordentlichen Besuche war es heute zu spät, da bei der Ankunft die Sonne bereits ins Meer untergetaucht war und die Schatten der Nacht sich schnell herniedersenkten.

Jedoch ich will den Ereignissen nicht vorausseilen, sondern alles hübsch der Reihe nach erzählen. — Der Rest des gestrigen Tages, an dem die Führung im Museum ihren Abschluß fand, wurde zu einigen Einkäufen verwandt, am Abend wieder neapolitanisches Volksleben studiert. Heute früh erwartete uns ein strahlend schöner Tag, der, vom Institut zur Verabschiedung von Neapel und zur Fahrt nach Pompeji freigelassen, von mir zunächst zu einem kurzen Besuche des hochgelegenen Stadtteiles mit dem Kastell **San Elmo** und dem ehemaligen Kartäuserkloster **San Martino** benutzt wurde. Gewiß interessierte mich manches Stück der in diesem Kloster untergebrachten Sammlungen, wie eine Prachtbarke Karls III. und eine Prachtkutsche der Stadtbehörde Neapels; das Schönste ist aber doch hier oben die wunderbare Aussicht, die man von einem nach zwei verschiedenen Seiten hin liegenden Balkone, *Belvedere* genannt, genießt. Da lag die amphitheatralisch aufgebaute Stadt mit ihrer zauberhaften Umgebung tief unter mir; deutlich unterschied ich die beiden Häfen mit ihrem geschäftigen Treiben; die engen Straßen sahen aus der beträchtlichen Höhe noch winziger aus, als sie in Wirklichkeit sind; da glitzerte der Golf in seiner farbenreichen Schönheit; hoch ragte der Vesuv, in eine leichte Rauchwolke gehüllt; bis nach Nola und zur Kette der Apenninen hin öffnete sich das reiche Land dem Blick; darüber tieferblauer Himmel mit strahlendem Sonnenschein — ein unvergeßlicher Anblick! Nachdem ich mich lange, unbehindert und ungestört durch die Gegenwart anderer, daran gelabt, mahnte mich die immer höher steigende und immer heißer brennende Sonne, daß es Zeit sei, das Idyll zu beenden und in den Trubel der Weltstadt zurückzukehren, wenn anders ich dem **Museum**, in dem ich doch so manches noch nicht gesehen hatte, noch einen Abschiedsbesuch machen wollte. Nach einem schnellen Rundgange durch die *Antiken* im Erdgeschoß eilte ich in das obere Stockwerk, um die *Gemäldegalerie* und die berühmte *Sammlung von Vasen* wenigstens gesehen zu haben. An Gemälden gab es da allerdings, abgesehen von einigen guten Venezianern, nicht viel Erfreuliches, auch wurde der Genuß dadurch stark beeinträchtigt, daß man gerade mit einer neuen Anordnung beschäftigt war; dagegen bot die Vasensammlung unter ihren ca. 4000 Exemplaren höchst sehenswerte Stücke, meist aus Italien selbst stammend und gut erhalten. Vor allem eine Vase war es, auf die ich es abgesehen hatte und ohne die gesehen zu haben, ich nicht von Neapel abgereist wäre, die berühmte *Dariusvase*; zeige und erkläre ich sie doch jedes Jahr meinen Schülern bei der Behandlung der Perserkriege. Endlich fand ich sie in der langen Flucht der Zimmer, und dabei nur zwei ziemlich gleichgültig dreinschauende Fremde — natürlich Deutsche —, die keine Ahnung davon zu haben schienen, welchen Fund ich in dieser Vase sah und welchen Wert ich auf eine ungestörte Betrachtung legte. Da hatte ich sie also vor mir, die alte, liebe Bekannte, die mit ihrem schön erhaltenen Bilderschmuck die Erinnerung an manchen lieben Schüler wachrief, der sich an ihrer Erklärung versucht

hatte. In Betracht kommt nur die Malerei des mittleren Teiles, die in drei Streifen „den Perserkrieg in seiner ethischen Gesamtbedeutung darstellt“ (v. Brunn). Der mittlere Streifen zeigt uns den Darius, auf dem Throne sitzend und mit seinen Großen über den Krieg beratend. Bei einem Vergleiche mit dem Darius der Alexanderschlacht, der sich unwillkürlich aufdrängt, findet man, daß dieser in seiner Kleidung viel persischer dargestellt ist, während der Darius auf der Vase griechische Einflüsse zeigt. Interessant sind dann in dieser Gruppe noch zwei Personen, der sogenannte Warner, der, noch im Reiseanzuge — er ist eben von der griechischen Küste heraufgekommen und mit den dortigen Verhältnissen wohl vertraut — auf einer Basis stehend, mit abwehrender Gebärde den König von dem leichtsinnigen Beginn des Krieges abzumahnern sucht, während die andere Person, unbedeckten Hauptes, also wahrscheinlich ein Grieche und deshalb auf Hippias oder Demaratos gedeutet — nach einer anderen Vermutung ist es der Pädagog des Königs —, mit winkender Hand den schwankenden König zu dem törichtem Unternehmen zu verleiten sucht. Im unteren Streifen sind die Macht und die Hilfsquellen des persischen Reiches versinnbildlicht durch einen Schatzmeister und tributtragende Untertanen; trotzdem geht der Krieg siegreich für die Griechen aus, was die Malerei des oberen Streifens deutlich kundgibt. Wir werden unter die Götter versetzt, bei denen das griechische Element bei weitem überwiegt: Hellas zwischen Zeus und Athene, neben Zeus die siegbringende Nike, außerdem Apollo und Artemis; der Gegner ist nur vertreten durch Asia, welche die Züge der Venus Urania trägt, mit der Apate. — Die Vase gehört sicher zu den wichtigsten der Sammlung, wenn sie auch mit ihrer Höhe von 1,30 m und ihrem weitesten Umfange von 1,93 m nicht die größte ist. Gefunden ist sie 1851 in Canusium.

Mit diesem letzten Besuche im Museum war das Programm und zugleich die Zeit für Neapel erschöpft, und um 4 Uhr entführte uns der Zug in jene liebliche Gegend, die, zwischen Vesuv und Meer gelegen, uns schon wiederholt von Neapel und besonders auf der Caprifahrt vom Dampfer aus so verheißungsvoll gewinkt hatte. Nach mehrstündiger Fahrt, manchmal hart am Gestade entlang, doppelt schön bei der scheidenden Sonne, hielt der Zug am ersehnten Ziele im **Bahnhof Pompei**. Während nun der größere Teil der Kursusteilnehmer mit Petersen im Hotel Suisse, in der Nähe des Bahnhofes und nur wenige Schritte vom Eingange zu den Ruinen entfernt, Unterkunft fand, wanderte ich mit einigen noch 10 Minuten weiter nach dem *Albergo del Sole*, der zwar nur den bescheidensten Ansprüchen genügte, uns aber dafür die Gesellschaft Maus, des besten Kenners von Pompeji, von früh bis zum Abend genießen ließ. Da ich außerdem das Glück hatte, bei den gemeinsamen Mahlzeiten neben Mau zu sitzen, so fand ich reichlich Gelegenheit, mir über dies und jenes von ihm gern erteilte Auskunft zu holen und so meine Wißbegierde zu befriedigen, die sich ja dann freilich zuweilen auf Dinge erstreckte, über die selbst ein Mau keine Aufklärung geben konnte. Ich mag ihm wohl manchmal mit meinen vielen Fragen lästig gefallen sein und bitte ihn noch heute dafür um Verzeihung. Den ersten Abend benutzten wir noch zu einem Gange durch das **moderne Pompeji**, Valle di Pompei, einen noch kleinen, aber augenblicklich im schnellen Wachstume begriffenen Ort. Dieses Aufblühen verdankt er vor allem dem regen Geschäftssinne eines Mannes, der sich in den Besitz eines wundertätigen Marienbildes zu setzen wußte, für das er weite Kreise interessierte, so daß viel Geld zusammenkam, wovon ein überaus prächtiger *Dom*, S. Maria del Rosario, und verschiedene Wohltätigkeitsanstalten gebaut werden konnten. Da das Bild auch die Eigenschaft besitzt, die Liebe junger Ehemänner wach zu halten, so ist es kein Wunder, daß sich der Dom zu einer Wallfahrtskirche ersten Grades für junge Ehepaare entwickelt hat, für deren Unterkunft in neu entstandenen Hotels gesorgt ist. Wir waren geradezu geblendet von der inneren Pracht, als wir — bei der Dunkelheit der reine Zufall — in den Dom hineingerieten, wo gerade eine Messe stattfand. Fast jedes Plätzchen war besetzt — meist von Fremden —, so groß war der Andrang. Im übrigen bietet das Örtchen nichts Bemerkenswerthes und erinnerte mich persönlich höchstens insofern an einen in den Großstädten übel empfundenen Brauch, daß mir auch hier in einem höchst fragwürdigen Rasiersalon als einem Fremden mit der kaltblütigsten Miene von der Welt

50 centesimi bloß für Rasieren abgenommen wurden. Hatte doch diese Unverfrorenheit manchen von uns schon in Rom veranlaßt, sich wöchentlich nur einmal einem Bartkratzer anzuvertrauen, wodurch ja dann freilich zuweilen Physiognomien entstanden, die nicht deutschen Jugenderziehern, sondern eher Söhnen der Abruzzesen anzugehören schienen. — Den Abend verbrachten wir im angeregten Gespräche mit Mau im Gastzimmer, dessen Wände ähnlich wie im Pagano auf Capri mannigfache Erinnerungen an Künstler und Gelehrte, die hier seit alters zu verkehren pflegen, aufweisen. Die Laute unserer lieben deutschen Muttersprache hörten wir auch hier nicht nur von unseren Lippen kommen, vielmehr konnten wir in dem Portier, der außerdem noch alle möglichen anderen Ämter versah, einen Landsmann aus dem Elsaß begrüßen, der jahrelang der preußischen Armee als Unteroffizier angehört haben wollte. Auch die einzigen Fremden außer uns, ein junges dänisches Ehepaar, sprachen gutes Deutsch. — Jetzt sitze ich nun in meinem Zimmer, um die Ereignisse des Tages, ehe sie sich bei den immer neuen Eindrücken verflüchtigen, schnell noch dem Notizbuche anzuvertrauen. Dazu leuchtet mir fast deutlicher als das winzige Talglicht der gute Mond, dessen mildes Licht voll durch die Tür hereinflutet, die direkt ins Freie führt und wegen eines Mangels am Schlosse offen steht. Kein Laut läßt sich draußen vernehmen, idyllische Ruhe herrscht ringsum — angenehmer Gegensatz zu dem nächtlichen Toben und Treiben in Neapel, und so recht verlockend zum Träumen und Sichhineinversetzen in die Vergangenheit dieses Bodens. Doch ein kühler Luftzug droht die Kerze zu löschen und läßt mich fröstelnd zusammenfahren; denn so heiß jetzt die Tage, so kühl sind die Nächte. Also Schluß und dem Beispiele meines lieben, in Italien gefundenen Freundes Dr. Techen aus Wismar gefolgt, dessen tiefe Atemzüge in der Kammer neben mir verkünden, daß er die für das kommende Tagewerk so dringend nötige Ruhe bereits gefunden hat.

Pompeji, den 5. November.

Das war ein anstrengender und im wahren Sinne des Wortes heißer Tag, denn unbarmherzig brannte die Sonne auf uns hernieder, während wir von früh $\frac{1}{2}9$ bis nachmittags $\frac{1}{4}6$ Uhr mit nur $1\frac{1}{4}$ stündiger Mittagspause in den **Ruinen Pompejis** umherjagten. War doch hier alles neu und interessant und mit einem so lebendigen Hauche römischen Lebens umgeben, daß man gar nicht genug sehen und hören konnte und erst vom Platze wich, als die Dunkelheit allem weiteren Forschen ein Ziel setzte. Hier war Mau in seinem ureigensten Elemente; und freuten wir uns schon in Neapel über seinen anspruchslosen, aber von tiefstem Verständnisse durchdrungenen Vortrag, so hatten wir hier noch mehr Gelegenheit, die völlige Hingabe dieses Mannes an sein Lebenswerk zu bewundern; von seiner Begeisterung verstand er auch seinen Zuhörern, bei denen er freilich einen durchaus fruchtbaren Boden vorfand, ein gut Stück einzufußeln. So vergingen die Stunden im Fluge, immer neue Sehenswürdigkeiten und Grüße einer längst vergangenen Zeit regten die erschlaffenden Lebensgeister wieder an, und erst jetzt am Abend merkt man an der allgemeinen Abspannung, was man geleistet. Es waren die **öffentlichen Gebäude** Pompejis, die heute einer Besichtigung und Erklärung unterzogen wurden. Auch hier kann ich natürlich wieder nur einiges besonders anführen. Wir betraten die Stadt, die auf einem von einem Lavastrome gebildeten Hügel gelegen ist, durch die *Porta Marina* auf einem sehr steilen Zugange, auf dem wenig oder gar kein Wagenverkehr herrschte, so daß auch keine Räder Spuren vorhanden sind. Der erste Besuch galt dem in der Nähe des Forums gelegenen Tempel der *Venus Pompejana*, dessen Ausgrabung erst 1898 begonnen und kürzlich beendet ist. Leider ist nur der Unterbau mit Resten des Fußbodens und der Schwelle erhalten; außerdem liegen im Hofe eine Anzahl Marmorkapitelle, Säulenreste und Gebälkstücke, die, nach ihrem ganzen Aussehen zu schließen, nicht lange vor der Zerstörung gearbeitet waren. Der Tempel war noch nicht ganz fertig, als er durch das Erdbeben im Jahre 63 zerstört wurde. Er sollte dann größer und prächtiger wieder aufgebaut werden; doch es war vom Schicksal anders bestimmt, vor der Vollendung kam die große Katastrophe. Er wäre sicher das größte und prächtigste Heiligtum Pompejis geworden, dessen Portiken, wenn sie zweistöckig waren, 300 Säulen hatten. Daß es ein Tempel

der von Sulla unter dem Namen der Venus Felix eingeführten Liebesgöttin war, ist, nachdem man die Reste einer marmornen Statue der Göttin gefunden, nicht mehr zweifelhaft. Dazu stimmt trefflich die Lage des Tempels, der, wie so viele Venusheiligtümer, aufs Meer hinausschaut und vom Meere aus weit sichtbar war. — Durch die Größe und Schönheit seiner Anlage erregt das langgestreckte *Forum*, auf dem sich ja der Hauptteil des antiken Lebens abzuspielen pflegte, unsere Aufmerksamkeit. Es war auf drei Seiten von einer *doppelten Säulenhalle* umgeben, von der freilich nur noch spärliche Reste vorhanden sind, die vierte Seite fand ihren Abschluß durch den *Jupitertempel*. Die untere Säulenhalle bestand aus ganz kurzen dorischen Säulen aus Tuff, die statt des Steinarchitravs eine Holzbohle trugen, worauf dann die Gebälkstücke standen. Natürlich hielt diese Bohle nicht lange und wurde deshalb samt den Säulen durch den solideren Kalkstein ersetzt; dieser Neubau ist aber auch nie fertig geworden. An der Säulenhalle entlang lief eine Travertinstufe mit Löchern zum Abfluß des Wassers. Diese Stufe diente zugleich zur Aufstellung von Standbildern; davor sind noch zahlreiche Basen für Reiterstandbilder erhalten; auf eine dritte Art von Standbildern weisen die Kolossalbasen hin, auf denen der Kaiser und die kaiserliche Familie thronte. Um das Forum herum sind noch Reste von zahlreichen Gebäuden, darunter vor allem der *Basilika*, die zur Entlastung des Marktverkehrs diente. Sie war der großartigste Bau der Stadt mit 10 Meter hohen Säulen im Innern. Die Seitenschiffe waren von derselben Höhe wie das Mittelschiff und mit ihm unter einem Dache. Malerei im ersten pompejanischen Stile verzierte die Wände, am Ende befand sich ein Tribunal, das einen unterirdischen Raum unter sich hatte, der wahrscheinlich irgendwelchen Gerichtsdienern zum Aufenthalt diente. Diese Basilika entstammt der vorrömischen Zeit Pompejis und ist besonders dadurch wichtig und interessant, daß wir in ihr das älteste erhaltene Beispiel einer Gebäudeform erblicken, das eine so große Rolle in der Folgezeit spielt. — Den Kolossalkopf dessen, der im *Jupitertempel* verehrt wurde, hatten wir schon im Museum zu Neapel angestaunt, jetzt betraten wir sein Heiligtum. Die Treppenwangen waren einst mit Reiterstatuen geschmückt, auf der Plattform in der Mitte der Treppe befand sich ein Altar, zugleich diente sie als Rednerbühne. Im Innern sind noch Reste einer zweistöckigen Säulenstellung und Malerei zweiten Stiles erkennbar. An der Rückwand der Cella ist die Basis für drei Götterbilder, zu der man auf noch vorhandener Treppe gelangt. Wir nahmen die Stelle der fehlenden Götter ein und wurden von einem der Unseren photographiert. — Im *Macellum*, der Viktualienmarkthalle, ebenfalls am Forum gelegen, fesselte uns besonders die Wandmalerei in der sich herumziehenden Säulenhalle, die wegen der geschickten und übersichtlichen Anordnung, der gutgewählten und geschmackvoll verteilten Farben, der Fülle schöner Einzelheiten zu den besten Leistungen des vierten und letzten pompejanischen Stiles zu rechnen ist. Eins der erhaltenen Bilder zeigt Io, von Argos bewacht, ein anderes Odysseus und Penelope vor der Erkennung. Im oberen Wandteile sind Fische, Geflügel und andere hier einst käufliche Dinge dargestellt; das ist ganz einzig und von der üblichen Dekorationsart durchaus abweichend; sonst pflegten da leichte Architekturen angebracht zu werden. In der Mitte des Macellum ist ein Rundteil mit zwölf Säulenbasen, womit man früher nichts Rechtes anzufangen wußte. Es ist der nach Varro zu einem Macellum gehörende Tholos, der als Brunnenhaus diente, da man darunter einen Kanal mit zahlreichen Fischschuppen gefunden hat.

Von andern nicht am Forum liegenden öffentlichen Gebäuden sei zuerst erwähnt die *Gladiatorenkaserne*, gar nicht als solche erbaut, vielmehr aus einer großen Säulenhalle hervorgegangen, die den Besuchern des in der Nähe gelegenen Theaters bei Regenwetter Schutz bot. Indem Kammern hinter dem Säulengange angelegt wurden, entstand die Kaserne. — Daß die Pompejaner recht vergnügungssüchtig waren, zeigen die *drei vorhandenen Theater*, für eine Stadt von 20000 Einwohnern etwas viel: das *große Theater* für szenische Aufführungen, das *Odeion*, eine Singhalle, aus akustischen Gründen überdacht, endlich das *Amphitheater*. Das *große Theater* ist von besonderer Wichtigkeit, da es ungefähr hundert Jahre älter ist als das älteste römische und den griechischen Grundriß zeigt. Deshalb ist es auch von Dörpfeld in den Kreis seiner Untersuchungen über das antike Theater

gezogen und vor einigen Jahren von ihm zusammen mit Mau geprüft worden. Bekanntlich hat Dörpfeld auf Grund eingehender Theaterstudien die Behauptung aufgestellt und sehr wahrscheinlich gemacht, daß in griechischer Zeit Chor sowohl wie Schauspieler in der kreisrunden Orchestra agierten, daß es eine erhöhte Bühne überhaupt nicht gab und das, was wir vordere Stützwand der Bühne nennen, vielmehr die Rückwand des Spielplatzes bildete. Eine Stütze für diese Theorien hat er freilich im Theater zu Pompeji nicht gefunden. Denn wenn dasselbe auch manche Wandlung durchgemacht hat und z. B. Spuren einer tiefer gelegenen Bühne zeigt, so weisen doch die der ältesten Bauzeit angehörenden Reste sicher darauf hin, daß hier immer auf einer erhöhten Bühne gespielt und die Orchestra, die übrigens früher auch tiefer lag, stets als Zuschauerraum benutzt wurde. Als gewisse Eigentümlichkeiten mögen noch erwähnt werden die geringe, nur 1 m betragende Höhe der Bühne und die zwei kleinen, aus der Orchestra zu ihr hinaufführenden Treppen, die keine andere Erklärung zulassen, als daß noch in römischer Zeit aus weiter Ferne kommende Personen die Bühne durch die Orchestra betraten. — Eine außerordentliche Hochachtung vor dem Reinlichkeitssinne der Einwohner von Pompeji erhielten wir durch die zahlreichen öffentlichen und privaten *Badeanstalten*, unter denen die *Stabianer Thermen*, an der Ecke der Strada Stabiana und dell' Abondanza gelegen, die am besten erhaltenen und sehenswertesten sind. Sie stammen aus samnitischer Zeit und enthalten so ungefähr alles, was zu einer besseren Badeanstalt gehörte, in fast tadellosem Zustande. Zuerst betritt man einen großen Säulenhof, der als Palästra diente — die antiken Badeanstalten waren nicht nur zur Reinigung, sondern auch zur Unterhaltung da —; links davon eine Steinbahn, auf der noch zwei große Kugeln lagen, die natürlich von uns geworfen wurden; daneben das Schwimmbad, während sich die eigentlichen Thermenräume rechts vom Hofe befinden. Da ist ein Warteraum für die Diener der Badenden, da ist das Apodyterium mit Nischen in den Wänden für die Kleider, da ist das Frigidarium, das Tepidarium und schließlich das Caldarium. An das Männerbad schließt sich das Frauenbad an, in dem sich die einzelnen Abteilungen wiederholen. Zwischen beiden Bädern befindet sich der Heizraum mit drei zylinderförmigen Kesseln für heißes, laues und kaltes Wasser. Die Zimmer wurden in ältester Zeit durch Kohlenbecken geheizt, um das Jahr 80 v. Chr. wurde aber eine besondere Heizmethode erfunden: man stellte unter dem Fußboden einen Hohlraum her, in den man von einer Feuerstelle heiße Luft hindurchstreichen ließ; dasselbe geschah mit den Wänden. Gerade an den Stabianer Thermen konnte man die Vervollkommnung der Heizvorrichtungen aufs deutlichste verfolgen. Auch ein Bedürfnisraum erregte durch seine praktische Einrichtung unsere Aufmerksamkeit. Gern hätten wir hier noch länger verweilt, um über Einzelheiten größere Klarheit zu gewinnen; doch die schnell eintretende Dunkelheit machte allem Forschungseifer ein Ende, und wir mußten eilen, unter sicherer Führung aus der verzauberten Stadt zu entkommen. — Der Abend führte die „Schweizer“ zu unserem Albergo, wo uns lebhaftere Unterhaltung über die merkwürdigen Eindrücke des Tages, ab und zu unterbrochen von einem laut in die einsame Nacht hinausgeschmetterten deutschen Liede, bis nach 10 Uhr zusammenhielt. Die schon überstandenen und für den folgenden Tag noch bevorstehenden Strapazen mahnten zu frühzeitiger Ruhe, und jetzt, um 11 Uhr, herrscht ringsum tiefes Schweigen, nur zuweilen ertönt das Gebell eines Hundes.

Pompeji, den 6. November.

Auch heute erwartete uns ein strahlend schöner Morgen, wofür wir nicht dankbar genug sein können; denn was hätten wir hier bei schlechtem Wetter anfangen sollen, wo wir doch so auf den Aufenthalt im Freien angewiesen waren? Allerdings war es anfangs empfindlich kühl, was wir besonders beim Reinigen der Stiefel merkten, das in etwas primitiver Weise gleich an den Füßen im Garten des „Hotels“ seitens des „Hausknechts“ erfolgte. Daß uns bei dieser merkwürdigen Art der Reinigung die Zeit nicht lang wurde, dafür sorgte ein Apfelsinenbaum, unter dessen etwa in Reichhöhe befindlichen Zweigen wir uns befanden; die mächtigen, goldgelben Früchte lachten mich so verlockend an, daß ich nicht widerstehen konnte, sondern eine herunternahm. Zu genießen war sie freilich nicht, das Fleisch

war völlig eingetrocknet; sie gehörte der vorjährigen Ernte an und war nur des Aussehens wegen hängen geblieben. Sonst werden die Früchte meist in unreifem Zustande, noch grün, abgenommen, um so schnell wie möglich verschickt zu werden. Eine Tasse heißen Kaffees erwärmte uns sehr bald, und nach wenigen Stunden war es so heiß, daß man sich nach der Kühle des Morgens zurücksehnte. Der heutige Tag galt der Besichtigung der **Privathäuser** und der **Gräber**. Namentlich von jenen konnte natürlich bei ihrer reichen Fülle nur eine beschränkte Auswahl geboten werden, und davon wird hier wieder nur das Charakteristischste hervorgehoben.

Nachdem wir „Solisten“, gefolgt von einigen alten, häßlichen Weibern, die uns schon beim Kaffee durch ihre mit krähender Stimme vorgetragenen Gesänge belästigt und zu einer Gabe zu bewegen gesucht hatten, auf dem kürzesten Wege durch einen Nebeneingang in das alte Pompeji gelangt waren, wanderten wir durch lange, auf beiden Seiten durch sich eng aneinander schließende Häuser eingerahmte Straßen zum Versammlungspunkte, der *Casa dei Vettii*. Die *Straße*, in der diese lag, war so eng, daß hier gewiß mehrere Wagen zu gleicher Zeit nur nach einer Richtung fahren konnten, während andere Straßen Raum genug zum Nebeneinanderfahren boten. Tief waren die Räder Spuren, wie ausgefahrene Geleise, den gewaltigen Lavablöcken, mit denen die Fahrwege gepflastert waren, eingepreßt. Zu beiden Seiten erhoben sich, manchmal in recht beträchtlicher Höhe, an den Häusern entlang führend, die Fußsteige, die mit kleineren Steinen, etwa unserem Mosaikpflaster entsprechend, gepflastert waren. Dieses Pflaster machte einen so modernen Eindruck, daß einige es für erneuert hielten; ich wollte aber Gewißheit haben und fragte Mau, der es für unbedingt antik erklärte. Die Breite der Fußsteige war natürlich, den Straßen angemessen, ganz verschieden; meist konnte man aber noch zu zweien nebeneinander gehen. Da nun durch ihre hohe Lage über dem Fahrdamme der Verkehr von einer Seite der Straße zur anderen sehr erschwert und mit einer Kletterpartie verbunden gewesen wäre, so fanden sich an den Straßenkreuzungen die sogenannten Trittsteine, d. h. vom Niveau des Fahrdammes bis zur Höhe des Trottoirs in gewissen Zwischenräumen aufgemauerte Basen, auf denen man bequem den Fahrdamm überschreiten konnte. Wie schnell wurde doch durch den Anblick all dieser Dinge das Verständnis so mancher Schriftstellerstelle geklärt. Auch wurde uns bald klar, wie es für die Wagen möglich war, solche Stellen mit Trittsteinen zu passieren; dazu gehörten hohe Räder und gewandte Tiere. — Die *Casa dei Vettii*, ein verhältnismäßig recht gut erhaltenes Haus der Kaiserzeit, war wie kaum ein zweites geeignet, uns einen deutlichen Einblick in die einzelnen Teile eines erweiterten römischen Hauses zu verschaffen. Denn das ist gleich vorweg zu bemerken: ein sogenanntes Normalhaus gibt es in Pompeji nicht, kaum zwei Häuser stimmen in ihrer Anlage völlig überein. Dem einen fehlt das Vestibulum, ein anderes hat kein Atrium, sehr viele kein Peristylum; ist nun auch in manchen Häusern alles vorhanden, was zu einem vornehmen Wohnsitze gehört, so ist wieder die Anordnung der Räume eine verschiedene, und man kann deutlich an den verschiedensten Typen von der Hannibalischen bis in die Kaiserzeit hinein die Entwicklung des römischen Hauses verfolgen.

Wir treten nun von der Straße in das Haus der Vettier ein und kommen zunächst in das *Vestibulum*, einen kleinen Vorraum im Eingange vor der eigentlichen Haustür, die etwas zurückliegt. Auch bei unseren modernen Häusern ist dieser Raum vielfach vorhanden; im Altertum war er von der Straße her offen, so daß man hier ohne weiteres, z. B. bei Regenwetter oder, um den Fußsteig frei zu machen, untertreten konnte, woher er ja auch den Namen hat (*vestibulum* von *vestare* = beiseite stehen). Er ist hier mäßig groß, so daß etwa ein halbes Dutzend Personen darin Platz haben, in manchen Häusern faßt er kaum zwei. Von hier aus gelangen wir durch die nicht mehr vorhandene *Haustür* in den inneren Flur, die *Fauces*, einen gleichfalls winzigen Raum, der in das *Atrium* führt; in dessen Mitte erblicken wir das *Impluvium*, rechts und links davon je eine große *Steinkiste*, worin einst die Schätze des Hauses aufbewahrt wurden. An beiden Seitenwänden des Atriums sind Türen, die in *Nebenräume* führen, rechts z. B. in ein kleines *Nebenatrium* mit dem *Larenheiligtum*, das nur aus einem kleinen Vorbau an der

Wand besteht und zwei Laren und den Genius des Hauses aufweist. Hieran schließt sich die *Küche* mit einem bescheidenen Seitenraume, wahrscheinlich dem *Zimmer des Kochs*. Kehren wir in das Atrium zurück, so erkennen wir hier auch die sogenannten *Alae*, d. h. kleine Seitenräume des Atriums, in denen bekanntlich bei vornehmen Römern die Wachsmasken der Ahnen aufgehängt wurden, wovon natürlich hier keine Spur zu entdecken ist. An das Atrium schließt sich meist das *Tablinum* an, das Zimmer des Hausherrn, ebenso wie die *Alae* nie durch eine Tür, sondern höchstens durch einen Vorhang abgesondert. Seinen Namen hat es von der Laube (tabula), die, im Sommer als Speisezimmer dienend, ursprünglich an der Rückwand dieses Raumes, womit das alte römische Haus seinen Abschluß fand, im Garten angebaut war. Im Tablinum stand anfangs auch das Ehebett des Hausherrn — *lectus adversus* —, während es später besondere *Schlafräume* gab. Im Hause der Vettier fehlt das Tablinum, man tritt vielmehr vom Atrium aus unmittelbar ins *Peristylum*, den zweiten, griechischen Teil des römischen Hauses. Es ist eine freie Wiederholung des Atriums, oben offen, rings von einer Säulenhalle umgeben, unter der man lustwandeln kann; in der Mitte schöne Gartenanlagen mit zahlreichen Statuetten, von denen einst Wasserstrahlen in Marmorbecken fielen. Das Ganze gibt ziemlich getreu den alten Zustand wieder, sogar die Gartenbeete zeigen die frühere Form. Das war möglich, weil der vordere Teil des Hauses zwar von antiken Räubern ausgeplündert wurde, der hintere aber unberührt blieb, wahrscheinlich, weil sie glaubten, es gäbe hier nichts zu holen. So fühlen wir uns denn hier wie kaum anderswo von römischem Hauche umweht, und die zahlreichen Statuetten scheinen uns lange Geschichten zu erzählen; schade, daß sie nicht sprechen können! An dem Peristyl liegt eine ganze Reihe meist kleiner Zimmer, mehrere Treppen führen in die oberen Räume, von denen allerdings nichts mehr vorhanden ist. Das Sehenswerteste nun an diesem Hause sind außer dem wunderbar schön erhaltenen Peristyl die zahlreichen, ebenfalls gut erhaltenen *Malereien* vierten Stiles, mit denen fast in allen Räumen die Wände bedeckt sind, und die zum Teil einen feinen, vornehmen Geschmack verraten. Vor allem waren wir entzückt von dem Wandschmuck eines großen Zimmers rechts am Peristyl: auf dem schwarzen Streifen über dem Sockel erblickt man Amoren, die alle möglichen menschlichen Beschäftigungen betreiben, wie Ölbereitung, Kranzflechten, Wettfahrt, Goldschmiedekunst, Tuchwalkerei, Weinhandel u. a. m., unter den Schmalfeldern blumenpflückende Psychen und mythologische Szenen, in den roten Feldern schwebende Gruppen. Kein Wunder, daß farbige Postkarten mit diesen Motiven, die in unserem Albergo feilgeboten wurden, reißenden Absatz fanden und überall, wohin sie kamen, großes Entzücken erregten.

Schwer war es, von diesem Hause, wo die Vergangenheit zum Greifen deutlich vor uns auftauchte, sich zu trennen; doch es gab noch so viel zu sehen, daß wir endlich weiter wandern mußten. Zahlreiche *andere Häuser* haben wir noch aufgesucht, von denen fast jedes Eigentümlichkeiten aufwies. Häufig waren im Impluvium noch die *Wasserleitungsröhren* sichtbar, hier und da auch noch das *Puteal*, der Zisternenaufsatz, neben dem Impluvium vorhanden. Im *Hause des Lucretius* stand hinter dem Impluvium ein *Marmortisch*, genannt *Gartibulum* (= a gerendo), vielleicht zur Erinnerung an den einstigen Gebrauch des Atriums auch als Küche. Für das *Vestibulum*, wie es sich in den großartigen Palästen der Kaiserzeit anderwärts vielfach findet, gibt es in Pompeji nur ein Beispiel, vor dem Herkulanertor in der *Casa delle Vestali*, wo dem Atrium statt des Flurs eine nach der Straße zu offene Säulenhalle vorgelagert ist, die man sich mit Statuen geschmückt denken muß. Das *Haus des Epidius Rufus* bot ein treffliches Beispiel für das selten vorkommende *korinthische Atrium*, wo das Dach auf einer größeren Zahl um das Impluvium herumstehender Säulen ruht, während wir das etwas häufigere *Atrium tetrastylum*, in dem vier an den Ecken des Impluviums stehende Säulen das Gebälk tragen, z. B. in der *Casa del Fauno* erkannten; am häufigsten ist das sogenannte *tuskanische Atrium*, dessen Dach nur durch zwei von einer Seitenwand zur andern reichende Balken gestützt wird. Zuweilen führt vom Vestibulum aus, außer dem Haupteingange durch die Fauces, noch ein kleiner *Nebeneingang* in das Innere, wenn etwa, wie in der *Casa del Torello di Bronzo* oder im *Hause des Epidius*

Rufus die Haupttür zu schwer zu öffnen war. In der *Casa del Fauno* erregte unser ganz besonderes Interesse das *Tablinum*, dessen Fußboden einst mit dem berühmten *Mosaik der Alexander-schlacht*, das wir schon im Museum zu Neapel gesehen haben, geschmückt war. Hier sowie auf dem Forum machte unser verehrter Oberleiter photographische Aufnahmen von uns, die, schön eingerahmt, jetzt in meinem Arbeitszimmer hängen und beständig an die unvergeßlichen Tage in Pompeji erinnern. — Hinter dem *Hause des Sallust* befand sich statt des Gartens eine Wandelbahn, an deren linkem Ende wir ein *gemauertes Triclinium* in der schon angegebenen Form erkannten; dieselbe Anordnung der drei Speisesofas fanden wir auch noch in einem kleinen Speisezimmer eines andern Hauses in Spuren an der Wand. — Gegen Hitze scheinen die Pompejaner empfindlicher gewesen zu sein als gegen Kälte; darauf deutet die ganze Bauart der Häuser hin, vor allem aber das Fehlen jeglicher *Heizvorrichtung*, abgesehen von den Bädern. Offenbar wurden die Wohnräume nur durch Kohlenbecken notdürftig erwärmt. — Ein *kleines Museum*, in einem antiken Hause untergebracht, zeigte uns neben vielen andern merkwürdigen Gegenständen eine ganze Anzahl von *früheren Bewohnern Pompejis* in Gipsabgüssen so, wie sie den Tod in der Asche gefunden haben. Aus der verzerrten Lage der Gliedmaßen kann man noch deutlich die Schmerzen erkennen, unter denen diese armen Leute so plötzlich von dem sonnigen Leben Abschied nehmen mußten. Wehmut beschlich da manchen, und die Vergänglichkeit alles Irdischen trat uns vor die Augen. Noch mehr aber, als wir am Spätnachmittage die *Gräberstraße* vor dem Herkulanertore besuchten; Grab reiht sich hier an Grab, zum Teil recht ansehnliche Monumente, fast alle aus römischer Zeit mit der Asche verbrannter Leichen. Ab und zu erhebt sich dazwischen eine *Villa*, am schönsten wohl die *des Diomedes*, die nach der Vorschrift des Vitruv kein Atrium hat, sondern als vordersten Raum das Peristyl; nach ihrer ganzen Anlage zu schließen, muß ihr Besitzer ein reicher Mann gewesen sein; im Keller fand man die Gerippe von zwanzig Personen, vielleicht der Dienerschaft, die hier vor der Katastrophe Schutz zu finden gehofft hatte.

Inzwischen senkten sich die Schatten der Dämmerung hernieder, der selten schöne Tag ging schnell seinem Ende entgegen, und wir beeilten uns, aus der einsamen Stadt herauszukommen. Wie es nun oft geschieht, wenn man einen näheren, aber unbekannten Weg einschlägt, so verfehlte auch ich mit einem Kollegen den Ausgang. Planlos irrten wir eine Zeitlang in der Totenstadt umher, bis es uns mit Hilfe des aufgegangenen Mondes gelang, uns zu orientieren und den Hauptausgang zu gewinnen. Da erhob sich freilich eine neue Schwierigkeit: er war bereits geschlossen, kein Wächter zu sehen. Wollten wir nun nicht eine etwas ungemütliche Nacht vielleicht im Hause der Vettier verbringen oder Bekanntschaft mit den großen Hunden machen, die des Nachts zum Schutze der Ruinen gegen Räuber losgelassen werden, so blieb uns nichts übrig, als über die Mauer zu steigen. Zum Glück war dieselbe nicht sehr hoch, so daß mir, als einstigem Turnlehrer und altem Soldaten, die Sache keine großen Schwierigkeiten machte; dagegen glaubte der Kollege aus Ostpreußen, der sich einer stattlicheren Leibesfülle erfreute, das Wagnis nicht vollbringen zu können, bis es endlich meinem Zureden und meiner Hilfeleistung gelang, auch ihn der Freiheit wiederzugeben. Voll Dank brachten wir am Abend den Göttern Pompejis ein Trankopfer dar — um den Kaffee waren wir bei unserer Verspätung nun so wie so gekommen —, und es fehlte nicht viel, so hätte mich der liebe Kollege als seinen Lebensretter gefeiert; einige Hautwunden erinnerten mich noch tagelang, als ich schon wieder in der Heimat war, an dies pompejanische Abenteuer, das dann durch eine Karte meines Leidensgefährten beim Jahreswechsel von neuem lebhaft vor meine Seele trat. Ein fröhliches Wiedersehen feierten wir auf der Philologenversammlung in Halle im Oktober 1903, wobei auch dies Erlebnis aufgefrischt wurde. — Dieser letzte Abend des Giro 1902 ging natürlich nicht vorüber, ohne noch einmal alle Gefährten, die sechs Wochen lang wie eine große Familie zusammengelebt hatten, zu vereinen; diesmal war es das Hotel de Suisse, in dem die Tedeschi ihren Abschied feierten: manch schönes Lied wurde da noch gesungen, manch gutes Wort gesprochen, manch Händedruck gewechselt von Männern, die eine Freundschaft fürs Leben geschlossen hatten — sollte uns doch der folgende Tag in alle Winde zerstreuen.

Amalfi, den 7. November.

Was war das heute wieder für ein Tag! Welch mannigfache Eindrücke haben wir in uns aufnehmen dürfen! Der Tag begann schon verheißungsvoll, als wir noch vor 7 Uhr, den Rucksack auf dem Rücken, bei durchaus klarem, wolkenlosem Himmel, unter der Morgenkühle allerdings etwas fröstelnd — eben erhob sich Phöbus Apollo, die Spitzen der umliegenden Berge mit strahlendem Lichte vergoldend —, zum Bahnhofe von Valle di Pompei pilgerten, um mit Hilfe der Via ferrata das 70 Kilometer entfernt liegende **Pesto**, den südlichsten Punkt unserer Reise, zu erreichen. Anfangs durch einen weiten Hain hochstämmiger Bäume hindurchfahrend, deren Früchte, ob Zitronen oder Apfelsinen oder Orangen, ich nicht genau erkennen konnte, klonnen wir allmählich bergan, erhaschten bei *Vietri* die Aussicht auf den Golf von Salerno, der, in strahlender Schöne daliegend, unser Herz höher schlagen ließ, glitten dann in ungewöhnlich starker Senkung auf Galerien und durch mehrere Tunnel, zuletzt durch den Schloßberg von Salerno hindurch, wieder hinunter, an *Salerno* vorbei, dessen malerische Lage am Bergabhänge empor wir leider nur vom Zuge aus bewundern durften, und kamen schließlich nach mehrmaligem Umsteigen und unterschiedlichem Aufenthalte in eine einsame, von vielen Sümpfen durchzogene, fieberschwangere Gegend, in der außer zahlreichen Vieh-, besonders Büffelherden mit wenigen hageren, gelblich aussehenden Hirten weit und breit kein lebendes Wesen zu entdecken war. Die ganze Gegend machte einen etwas melancholischen Eindruck und erinnerte in mancher Beziehung lebhaft an die Campagna di Roma. Nachdem wir den *Sele*, den *Silarus* der Alten, passiert, erreichten wir um 11 Uhr unser Reiseziel, das uns nicht nur durch die einer früheren Zeit entstammenden Baureste, sondern auch durch seine reizvolle Lage am Meere entzückte. In dessen Fluten ein erfrischendes Bad zu nehmen, verlockte einige von uns der prächtige Tag — man bedenke: am 7. November!

Eine kurze Wanderung an antikem Pflaster und den Resten der gewaltigen antiken Stadtmauer vorüber führte uns zum Hauptanziehungspunkte Paestums, dem *Neptunstempel*, wie seinen Nachbarn, der sogenannten *Basilika* und dem *Cerestempel*, den stummen Zeugen einer längst entschwundenen Zeit. Ein empfängliches Gemüt konnte hier in der einsamen Gegend vor den gewaltigen Tempeln einen vollen Eindruck von der Schlichtheit und Erhabenheit griechischer Kunst und des griechischen Altertums überhaupt erhalten. Alle drei gehören zu den ältesten Werken dieser Kunst und wurden etwa um die Wende des sechsten und fünften Jahrhunderts auf dem Boden der griechischen Kolonie Poseidonia, die hier um 600 vor Christi Geburt gegründet war, in dorischem Stile errichtet. Der größte von ihnen ist der Neptunstempel, darum gewiß auch der jüngste. Auf seinen hohen Stufen und vor ihm, unter Farnkräutern und Akanthus, in Gesellschaft von Grillen, Eidechsen und kleinen Schlangen, ließen wir uns nieder, um das nach der langen Bahnfahrt heiß ersehnte Frühstück zu uns zu nehmen. Doch lange ließ uns dazu unser rühriger Führer heute keine Zeit, er scheuchte uns aus dem dolce far niente sehr bald auf, um zum letzten Male von dem diesjährigen Giro einige Aufnahmen auf dieser althistorischen Stätte zu machen. Dann ging es — die Sonne hatte inzwischen ihren Höhepunkt erreicht und strahlte sengend auf uns hernieder — an die Arbeit, die in der Erklärung des Neptunstempels bestand. Noch einmal hatten wir Gelegenheit, den beredten Worten unseres verehrten Mentors zu lauschen, indem er in seiner klaren und überzeugenden Weise an diesem vorzüglichen Beispiele des kanonischen dorischen Tempelbaues auf die charakteristischen Merkmale desselben hinwies. Er besteht aus Cella, Vor- und Hinterhalle und ist rings von Säulen umgeben (Peripteros), von denen er sechs in der Front hat — das normale Maß. Zu einem oberen Stocke — zwei Reihen Säulen stehen übereinander — oder auch zum Dache — es war kein Hypäthraltempel, von denen überhaupt nur einer nachgewiesen ist — führten einst vorn am Eingange auf beiden Seiten Wendeltreppen. Die massigen Säulen, ohne Basis, nicht sehr tief kanneliert, lassen deutlich die Verjüngung nach oben erkennen, wie auch die sogenannte Entasis, die Schwellung, die vom Künstler angewandt ist, um die gerade Linie, die in

der Architektur für tot gilt, in eine gekrümmte zu verwandeln, sofort auffällt. Die Verjüngung sowohl wie die Schwellung treten noch viel deutlicher hervor bei der dicht daneben liegenden sogenannten *Basilika*, die schon aus diesem Grunde älter sein muß. Leider war es bei der Kürze der Zeit nicht möglich, diesen und den etwas entfernter liegenden *Cerestempel* einer genaueren Besichtigung zu unterziehen, da ein großer Teil der Kursusteilnehmer — auch ich gehörte dazu — schon den kurz nach 1 Uhr abgehenden Zug benutzen wollte, die Rückreise nach der Heimat anzutreten. Es fand deshalb gegen 1 Uhr der offizielle Schluß des Kursus statt: mit herzlichen Worten des Dankes für die hingebende, vor keiner Mühe und Anstrengung zurückschreckende und so überaus anregende Führung drückten wir unserem verehrten Meister, der uns von Florenz bis Paestum treulich geleitet, zum letzten Male die Hand, blickten den zurückbleibenden Genossen noch einmal in das treue Freundesauge und eilten zur Bahn, noch manchmal uns umschauend nach den herrlichen Tempeln und dem dahinter glitzernden Meere.

Mit gewohnter Verspätung fuhren wir von Pesto ab und trafen nachmittags 4 $\frac{1}{4}$ Uhr in **Vietri** ein; hier verließ ich mit meinem lieben Freunde, dessen Pläne für die Rückreise wieder mit meinen eigenen Wünschen übereinstimmten, die Bahn, um zu Wagen nach dem 15 Kilometer entfernten **Amalfi** zu fahren.

Schon oftmals hatte ich die *Schönheiten dieses Weges* rühmen hören, und manche Abbildung hatte mein Interesse dafür gesteigert; daß ich aber etwas so Herrliches sehen würde, hätte ich doch nicht gedacht. Es ist gewiß mit das schönste, wenn nicht das allerschönste Landschaftsbild, das meine Augen in dem Wunderlande Italien schauen durften, und es ist jedem dringend zu raten, sich diese Partie nicht entgehen zu lassen. Die Straße führt hart an der Küste des Busens von Salerno entlang; meist ist sie in die Felsen gesprengt oder geht auf Viadukten über Schluchten hinweg, an jeder Felsenecke neue landschaftliche Reize bietend. Zur Linken hat man den prächtigen Blick auf den Golf, auf dem das von Schönheit trunkene Auge stundenlang ohne Ermüdung ruhen kann; zahlreiche viereckige Warttürme erinnern an die Kämpfe mit den Sarazenen, gegen die sie im sechzehnten Jahrhundert erbaut wurden. Rechts steigen die Felsenwände meist schroff empor, oben oft gekrönt von den Resten stolzer Schlösser aus der Normannenzeit. So fuhren wir fast zwei Stunden auf der prächtigen Kunststraße dahin, immer wieder von neuen Reizen der Natur gefesselt; die Straße wurde immer einsamer, denn waren wir anfangs zahlreichen Eingeborenen, die von der Arbeit nach Hause wanderten, sowie einzelnen Chaisen mit Fremden begegnet, so ließ der Verkehr immer mehr nach, und nächtliches Dunkel senkte sich schnell hernieder. Auch jetzt bot das Ganze einen überwältigenden Anblick: neben uns die gespenstisch emporsteigenden Wände, vor uns der Golf mit zahlreichen Lichtern der Fahrzeuge. Uns war so feierlich zu Mute, daß wir kaum ein Wort sprachen, und hätte nicht die Stimme des fortwährend schimpfenden und auf die Pferde losschlagenden Kutschers die Stille unterbrochen, so hätten wir uns wohl in einer andern Welt geglaubt. Dieser Kutscher hatte übrigens das richtige Galgengesicht und schien mit Rinaldo nahe verwandt zu sein; manchmal hatten wir das Gefühl, er brauche nur einen Pfiff ertönen zu lassen, um seine hinter dem Felsen harrenden Spießgesellen herbeizulocken und uns auszuplündern — bei der Einsamkeit der Landstraße und der allgemeinen Unsicherheit in Unteritalien gar nicht so unwahrscheinlich —; doch er erwies sich als treu und zuverlässig und brachte uns in den sicheren Port des *Albergo della Luna* in Amalfi. In den Zellen dieses alten Antoninianerklosters mit prächtigem Kreuzgange sind wir, wie es scheint, vorzüglich untergebracht, auch das Abendmahl, zu dem wir alsbald gerufen wurden und an dem außer uns noch vier Fremde — natürlich ebenfalls Deutsche — teilnahmen, erwies sich als sehr gut. Darnach nahmen wir, um den schönen Abend ganz zu genießen, eine Flasche alten Falerner unter den Arm und ließen uns auf dem Altane des Hotels nieder. Was war das für eine Stunde — leider nur eine —, die wir hier zubrachten: ringsum feierliche Stille, ganz leise nur rauschen die Wasser des Meeres, auf dem zahlreiche Lichter aufleuchten, darüber der Silberglanz des Mondes und dazu ein Tropfen edlen Weines — das Herz ging uns auf, und manches Wort, das bisher ungesprochen blieb, fand seinen

Weg über die Lippen! Leider gab es am Schlusse dieses herrlichen Tages noch Regen, so daß wir uns frühzeitig in unsere Klosterzelle zurückzogen, um hier weiter zu träumen. Das Rauschen des Meeres wirkte einschläfernd, und bald befanden wir uns in einer andern Welt. Damit hatte ein Tag sein Ende erreicht, der für den schönsten dieser Reise gelten darf.

Neapel, den 8. November.

Haben wir gestern dem Weingotte zu viel geopfert, daß uns darüber Jupiter Pluvius zürnt? Tief hängen die grauen Wolken hernieder und entsenden unendliche Regenmassen. In der Hoffnung, daß es sich bis 11 Uhr aufklärt, zu welcher Stunde wir den Wagen zur Weiterfahrt bestellt haben, besuchen wir einige Sehenswürdigkeiten Amalfis, die man zur Not auch bei Regen genießen kann. Vor allem zieht uns die *Kathedrale S. Andrea* an, zu der wir den Weg mit Hilfe eines halbwüchsigen Führers durch enge und überaus unsaubere Gassen finden. Unterwegs ergötzen wir uns an einem Wort- und Faustkampfe, den unser Führer mit einem andern, der ihm das Brot neidet, bestehen muß. Auch in der Kirche wird der Streit fortgesetzt, und wir sind froh, als wir nach Ablohnung unseres Cicerone wieder unsere eigenen Herren sind. Die Kirche selbst ist ein merkwürdiger Bau des elften Jahrhunderts im lombardisch-normannischen Stile und kann mit ihrer Ausdehnung und wunderbaren Ausschmückung — auch verschiedene antike Säulen aus Paestum erkannten wir — als Zeuge der vergangenen Größe Amalfis gelten, das bis ins zwölfte Jahrhundert hinein zu den bedeutendsten Handelsstädten Italiens gehörte und bei der Gründung des Johanniterordens in Jernsalem hervorragend beteiligt war. Sonst ist freilich von der alten Herrlichkeit Amalfis heute nicht viel übrig geblieben; die Bevölkerung, die sich namentlich mit *Makkaronifabrikation* beschäftigt, scheint sehr arm, denn nirgends fanden wir die Bettler, besonders die Kinder, zudringlicher als hier. Dagegen ist die *wunderbare Lage der Stadt* noch dieselbe, am Ausgange einer tiefen Felsschlucht, umgeben von gewaltigen Bergen und kühnsten Felsbildungen. Ein herrliches Panorama über die Stadt und ihre Umgebung genossen wir von dem hochgelegenen *Campo Santo* aus, auf dem aber auch sonst nichts weiter zu holen war: vergebens sehen wir uns nach schönen und berühmten Grabmälern um, wie wir sie in Pisa gefunden hatten.

Inzwischen nahte die elfte Stunde: noch immer fiel der Regen in Strömen, und es schien keine Aussicht auf Besserung; wir hielten deshalb Kriegsrat und beschlossen, von der so sehr gepriesenen Fahrt quer durch die Landzunge hindurch nach Castellammare abzusehen und, wenn auch schweren Herzens, mit unserem Vetturino vom vorigen Tage denselben Weg, den wir gekommen waren, zurückzufahren. Wie traurig und öde kam uns heute vor, was uns Tags zuvor so entzückt hatte: selbst das Schönste präsentiert sich besser im schönen Gewande! Bei noch immer strömendem Regen rückten wir wie geschlagene Feldherren in **Vietri** ein, von wo uns der Dretto nach **Neapel** entführte, das wir gegen 3 Uhr erreichten. Schon unterwegs hatte sich das Wetter aufgeklärt, Pompeji zeigte sich bei der Vorbeifahrt in hellem Sonnenscheine, Neapel tat, als ob es überhaupt gar keinen Regen gäbe. So waren wir denn leider um einen hohen Genuß gebracht, konnten aber dafür nun noch einen halben Tag auf Neapel verwenden. Wir benutzten ihn zu einem Besuche des *Aquariums*, das zu einer deutschen Einrichtung, der *Zoologischen Station*, gehört. Hier fand ich einen lieben Landsmann, einen jungen, an der Station tätigen Naturforscher, der mir als früherer Schüler des heimischen Gymnasiums und zugleich als Sohn eines Amtsgenossen wohl bekannt war. Er ließ es sich nicht nehmen, uns persönlich herumzuführen und die merkwürdigen Seetiere vorzustellen, die im Golf von Neapel gedeihen. Mit herzlichem Danke verabschiedeten wir uns nach einer Stunde, um unseren Beutel durch Einkäufe in der *Kunsthandlung von Brogi* zu erleichtern. Auch hier konnten wir wieder sehen, wie sehr das Deutschtum in Neapel zu Hause ist: deutsche Laute tönten uns gleich beim Eintritt entgegen; Besitzer sowohl wie der größte Teil der Angestellten waren Deutsche. Ich erstand in erster Linie eine Anzahl von größeren Reproduktionen der oben erwähnten

reizenden Wandgemälde in der Casa dei Vettii in Pompeji, die wir in kleiner Ausführung auf Postkarten schon an Ort und Stelle kennen gelernt hatten. — Der Abend vereinte uns mit mehreren andern Kursisten, die auch noch einmal in Neapel eingekehrt waren, bei einem Glase Münchener. Frühzeitig suchten wir das Hotel auf, um uns für den kommenden Tag zu stärken; in den Straßen natürlich noch keine Spur von Nachtruhe.

Florenz, den 9. November.

Es ist fast 12 Uhr nachts. Eben bin ich mit Freund Techen von Mellini, wo wir zwar spät, aber recht gut gegessen haben, in das Hotel — diesmal Bonciani, ganz nahe der Bahn — zurückgekehrt, um nun noch schnell vor dem Schlafen die Erlebnisse des Tages in ein paar Zeilen festzulegen. Bei strahlendem Sonnenscheine machten wir uns früh nach 7 Uhr in Neapel auf zum Bahnhofe, wenn uns das Herz auch fast brechen wollte, daß wir so viel Schönheit so schnell wieder verlassen mußten. Es half nichts; noch ein letzter Blick auf den in der Morgensonne glitzernden Golf und — auf Wiedersehen! Kaum hatten wir ein paar Schritte getan, um die Elektrische zu erreichen, da entdeckte uns ein Vetturino — das scheint in Neapel eine ganz besondere Menschenklasse zu sein —, um uns nicht mehr loszulassen. Er war nämlich der Meinung, wir wollten nach dem Vesuv, und da sollten wir ihm zu einem guten Geschäfte verhelfen. Trotzdem wir ihm wiederholt versicherten, unser Ziel wäre Rom, glaubte er, uns doch noch umstimmen zu können, und für einen lächerlich geringen Preis versprach er, uns nach der Bahn zu bringen, um uns nur überhaupt erst in seinem Wagen zu haben. Es half ihm alles nichts, trotz ungeheuren Aufwandes an Worten, die, wenn er besonders eindringlich wurde, mit französischen und deutschen Brocken reichlich vermischt waren, mußte er uns um den bedungenen Preis zur Bahn fahren. Schließlich wurde er ganz melancholisch und ließ den Kopf ebenso traurig hängen wie sein Rößlein; das rührte uns nun wieder, und wir gaben ihm doch mehr, als wir verpflichtet waren. Auf der Station trafen wir noch einen Bekannten, den Vertreter von Bremen auf dem Kursus, und zu dreien fuhren wir nun im Direttissimo durch die *herrliche kampanische Landschaft*, die wir auf der Hinfahrt zuletzt wenigstens nur im Dunkel gesehen hatten. Namentlich *Caserta* fesselte uns, die Residenz der ehemaligen Könige von Neapel, dessen Schloß mit prächtigem Garten gegenüber dem Bahnhofe vom Zuge aus sehr wohl zu erkennen war. Um 1 Uhr langten wir in **Rom** an, wo uns der Bremer Kollege verließ; wir beide blieben auf dem Bahnhofe, aßen hier teuer und schlecht zu Mittag und fuhren $\frac{1}{2}$ 3 Uhr nach **Florenz** weiter, wo wir mit üblicher Verspätung gegen 9 Uhr eintrafen. Und woher diese fortwährende Verspätung? Die Bahnen werden meist eingleisig betrieben, so daß die Züge in den Stationen oft lange aufeinander warten müssen; so warteten auch wir heute geraume Zeit auf einer Station, wo sonst der Schnellzug überhaupt nicht hält, auf einen entgegenkommenden Zug. Endlich ertönten die erlösenden Rufe der Schaffner „*Partenza*“ und „*pronti*“, worauf sich der Zug in Bewegung setzte, um mit rasender Schnelligkeit, so daß uns Hören und Sehen verging und wir uns auf den Sitzen festhalten mußten, das Versäumte wieder einzuholen, was natürlich nicht ganz gelang. In Florenz hatten wir bekannten Boden unter den Füßen, und traulich grüßten uns die Straßen, als wir zu Mellini zum Nachtmahle wanderten. Wir waren schließlich die einzigen Gäste in dem Lokale; denn in Italien ist es nicht üblich, lange über die Essenszeit hinaus zu sitzen, wenigstens nicht in den feineren Restaurants. Noch einmal die italienische Osteria aufzusuchen, wo wir vor sechs Wochen so manchen Trunk aus strohumflochtener Flasche getan, waren wir nach der langen Bahnfahrt zu müde; auch sollte es am andern Morgen sehr zeitig losgehen, so trotteten wir denn um 11 Uhr nach Hause.

Venedig, den 10. November.

Merkwürdig: das Wetter scheint hier täglich zu wechseln; war es einen Tag gut, so kann man mit Bestimmtheit am nächsten Tage auf Regen rechnen. So strömte denn auch heute früh, als wir uns $\frac{1}{2}$ 6 Uhr erhoben, was vom Himmel herunter wollte; unter strömendem Regen gingen wir zur Bahn, unter strömendem Regen durchfuhren wir das nördliche Toskana und den Apennin, und es hatte noch

immer nicht mit Regnen aufgehört, als wir um 2 Uhr in der Lagunenstadt anlangten. Natürlich wurde hierdurch der Genuß der herrlichen Landschaft etwas beeinträchtigt. Dazu trugen anfangs wenigstens auch die überaus stark besetzten Abteile bei; das Publikum schien zum Teil aus Vergnügungsreisenden zu bestehen, die den vorhergehenden Sonntag in Florenz zugebracht hatten und nun den Frühzug benutzten, um ihren in der Nähe gelegenen Wirkungskreis wieder aufzusuchen; darunter waren auch etliche junge Deutsche — Buchhändler oder Kaufleute —, die nach einigen Stationen ausstiegen. Den Typus eines echten Italieners hatten wir uns gegenüber; er rauchte schon vom frühen Morgen an eine Toscana nach der andern und machte dabei einen so ausgedehnten Gebrauch von einer der übelsten Angewohnheiten der Italiener, daß er bald einen großen See um sich hatte, uns aber beinah übel wurde. All unser Protestieren mit Gesten und Worten half nichts. Endlich wurden wir von ihm befreit und konnten uns nun etwas mehr in den Genuß der Gegend versenken. Zuerst ging es durch die dichtbebauten, reichen Gefilde *Toskanas*; bei *Pistoja*, wo die Katilinarien 62 vor Christi Geburt vernichtet wurden, drangen wir in den *Apennin* ein, der durch eine unzählige Menge von Tunneln und Viadukten im Tale des Ombrone und später des Reno, auf dem man einst das zweite Triumvirat schloß, gewonnen wurde. Zahlreiche Meisterwerke der Technik konnten wir hier bewundern; am meisten imponierte uns ein fast 3000 Meter langer Tunnel, der die Wasserscheide zwischen Adriatischem und Tyrrhenischem Meere durchbricht. Wundervolle Aussichten boten sich uns in die Täler und Schluchten des Gebirges, auch hinter uns in die eben durchfahrene toskanische Ebene. Bei *Bologna* erreichten wir die *Po-Ebene*; hier verproviantierten wir uns von neuem auf dem Bahnhofe, um dann quer durch die Po-Ebene hindurch über *Ferrara* und *Padua* nach **Venezia** zu gelangen.

Da waren wir nun in der Stadt, die einst die Beherrscherin der Meere war; wir sollten den Löwen von San Marco, wir sollten den Markusplatz mit seiner stolzen Umgebung, wir sollten den Canal grande sehen. In Erwartung all dieser Dinge hatte uns schon das Herz gepocht, als wir über den schmalen Damm vom Festlande aus fuhren. Leider regnete es noch immer, und so vertrauten wir uns einem Dampfer an, um zunächst nach *Hotel Aurora*, in schöner Lage am Markuskanal, zu fahren. Lange litt es uns hier freilich nicht, wir strebten hinaus und wohin wohl anders als zum *Markusplatze*. Ehrfürchtiges Staunen erfaßte uns, als wir auf diesem Platze standen, ganz einzig in seiner Art: welch kolossaler Raum, wenigstens für Venedig, wo sonst die Raumverhältnisse so beschränkt sind, auf drei Seiten umgeben von Prachtbauten, von Zeit und Wetter geschwärzt; vor ihren Erdgeschossen, die von Kaufläden aller Art und Kaffeehäusern gefüllt sind, ziehen sich weite Bogengänge hin; die vierte Seite wird begrenzt durch die *Markuskirche*, die in ihrem eigenartigen Bau alle möglichen Stile vereinigt. Hier auf dem Markusplatze ist der Mittelpunkt des venezianischen Lebens, hierher strömt alles, um frische Luft und Musik zu genießen, namentlich in den kühleren Abendstunden staut sich der Verkehr so, daß man nur in der Reihe Schritt für Schritt vorwärts kommt. Wir ließen uns unter der Halle an einem Tischchen nieder, um bei einer Tasse caffè nero die uns umgebenden Zeugen einer großen Vergangenheit in Ruhe zu betrachten. Besonders fesselte uns ein großer Trümmerhaufen auf dem Platze, der Kirche gegenüber — es ist der in sich zusammengestürzte *Campanile*, von einem hohen Bretterzaune umgeben, so daß man nicht allzuviel davon sieht. Unzählige *Tauben* bevölkern den Platz; sie sind so zahm, daß sie einem auf Schultern und Arme fliegen und das Futter aus der Hand fressen. Schräg vor uns sehen wir auch ein Stück vom *Dogenpalaste*, der sich nach Süden an die Markuskirche anschließt. Der schönste Schmuck des gotischen Baues sind die beiden Spitzbogenhallen übereinander; von der oberen ließ die Republik ihre Todesurteile verkünden. An der andern Seite der Kirche befindet sich der *Uhrturm*, dessen Zifferblatt und Glockenwerk sehr eigenartig sind; die Stunden werden durch zwei Riesen aus Erz angeschlagen.

So saßen wir eine geraume Zeit, unserem Staunen gegenseitig Ausdruck gebend; allmählich fing es an zu dunkeln, wir wollten aber noch mehr sehen und gingen durch den hohen Torbogen des Uhrturmes in die

wichtigste Verkehrsstraße der Stadt, die *Merceria*, in der sich Laden an Laden reiht. Hier bewunderten wir die Erzeugnisse venezianischer Kunst, namentlich in Glas- und Seidenwaren, und erwogen, was den Lieben daheim wohl am besten davon gefallen möchte. Hier trafen wir auch noch einmal mit zwei Kollegen vom Kursus zusammen, die auf einem Entdeckungsgange nach dem Bahnhofe begriffen waren, wo der eine sich mit Hilfe seines dort im Depot befindlichen Koffers äußerlich etwas vervollständigen wollte. Der arme Kollege hatte sich bei dem nassen Wetter eine starke Erkältung zugezogen und schien sogar die Lust zum Rauchen verloren zu haben, was bei ihm ein sehr schlechtes Zeichen war. Und die Moral von der Geschicht: Vergiß genügend Stiefel nicht. Wir bummelten dann noch weiter durch lauter ganz enge Gäßchen und fanden den *Ponte di Rialto*, unter dem wir schon bei der Ankunft hindurchgefahren waren. Dann aber wandten wir um, erreichten bei völliger Dunkelheit unsere deutsche Pension und erfreuten uns an einem guten Mahle. Abends schlenderten wir noch etwas beim Lichterscheine, um dann in dem Hotel d' Italie von *Bauer-Grünwald*, einem Sammelpunkte der Deutschen, bei einem Schoppen Münchener zu enden.

Venedig, den 11. November.

Wie herrlich ist's doch, wenn man bei sonst angestrenzter Berufsarbeit mal eine Zeitlang ausspannen und nur den Schönheiten in Natur und Kunst leben darf! In beiden kann man auch hier schwelgen. Ein wohliges Gefühl durchströmte meine Glieder, als ich nach einem tiefen, erfrischenden Schlafe, unter dem Moskitonetze nicht gequält von diesen Peinigern der Menschheit, heute morgen erwachte und die Sonne so freundlich zu den Fenstern hereinstrahlen sah, als ob es gar nicht anders sein könnte. Der heutige Tag sollte dem Besuche der **Sammlungen** dienen. Doch manchmal kommt es anders. Aufgefallen waren mir schon bei einem Blicke zum Fenster hinaus die bunten Fähnchen, mit denen die vor unserem Hotel im Markuskanal liegenden Kriegsschiffe geschmückt waren. Immer noch ahnungslos gingen wir zum *Dogenpalast*, wo ich vor allem die *Pergamener* von der Akropolis in Athen, die Genossen derer in Neapel, zu schauen hoffte; alle Portale sind verschlossen, wir denken, es ist noch zu früh, warten eine Weile, um endlich zu erfahren, daß heute ein nationaler Festtag ist, an dem alle Sammlungen geschlossen sind: *der Geburtstag des Königs*. Das war ein schöner Reinfall! Ich bin gewiß ein loyaler Mann und wünsche dem italienischen Könige, dem Beherrscher eines so schönen, gastlichen Landes, mit dem uns tausend Fäden verknüpfen, noch viele Geburtstage in Frische und Gesundheit; daß er aber seine Geburt gerade auf den 11. November verlegt hatte, konnte ich ihm nicht so schnell vergessen. Es half uns aber alles Lamentieren nichts, wir mußten uns mit dem Gedanken vertraut machen, in Venedig gewesen zu sein, ohne ein Stück von seinen Sammlungen gesehen zu haben. So suchten wir denn den schönen Tag, der zum Aufenthalte im Freien wie geschaffen schien, in anderer Weise möglichst auszunutzen. Zunächst gingen wir über die bis an die Lagune sich erstreckende *Piazzetta* mit dem Wahrzeichen von Venedig, dem geflügelten Löwen des heiligen Markus auf hoher Granitsäule, in die *Markuskirche*, deren innere Ausschmückung mit Mosaiken und plastischen Werken man sogar an diesem Tage bewundern durfte. Als Historiker fesselten mich vor allem die *drei roten Platten im Fußboden* der Eingangshalle, die an den im Jahre 1177 in Venedig abgeschlossenen Frieden zwischen Friedrich Barbarossa und Papst Alexander III. erinnern. — Beim Heraustreten sahen wir die Bogengänge um die Piazza schon dicht mit Menschen gefüllt, die alle die *Festparade* der Garnison mit ansehen wollten. Selbstverständlich blieben auch wir. Freilich mußten wir ziemlich lange warten, bis die Truppen endlich mit klingendem Spiele anrückten und ein nach der Kirche zu offenes Viereck bildeten. Da konnte man so recht die Größe des Platzes erkennen: trotzdem die ganze, ziemlich starke Garnison — auch die Marine — versammelt war, machte er noch lange nicht den Eindruck des Vollseins, und unbehindert konnten die Truppen ihre Bewegungen ausführen. An der Parade selbst fand dann freilich mein vielleicht durch heimische Verhältnisse verwöhntes Auge wenig Freude: das Anrücken mochte noch gehen, bei der Aufstellung aber vermißte man Richtung und Vordermann, die herzustellen die Offiziere und

Unteroffiziere sich nicht die geringste Mühe gaben; bei Ausführung des Präsentiergriffes wand sich mein Herz, das Stillstehen beim Abschreiten der Front durch den die Parade abnehmenden Admiral war leidlich, über den zugweise erfolgenden Vorbeimarsch schweigt des Sängers Höflichkeit. Wenn die Ausbildung der Truppen im Felddienste keine bessere ist, so mag uns der Himmel vor einer ernstlichen Erprobung unseres Bündnisses bewahren. Auffällig schwach war auch der Mannschaftsbestand der Kompagnien, Offiziere dagegen schienen reichlich vorhanden. Lobend soll die gute Equipierung der Mannschaften anerkannt werden, und zwar nicht nur bei der Parade, wo das ja selbstverständlich ist, sondern auch beim gewöhnlichen Dienste und außer Dienst. Daran könnte sich die preußische Heeresverwaltung ein Muster nehmen; aber sonst beileibe nicht, vor allem auch nicht an dem mangelhaften militärischen Gruße, womit ja freilich die Offiziere ein böses Beispiel zu geben scheinen; ich habe in Rom erlebt, daß Offiziere eines vornehmen Regiments den Gruß von Kameraden eines in ihren Augen geringwertigeren Truppenteiles, den sie bemerkt haben mußten, vollständig übersahen. Die Marine schien überhaupt keinen zu grüßen. Wo so offenbare Mängel in der Disziplin und der Kameradschaftlichkeit bestehen, kann man auch keine großen militärischen Leistungen erwarten.

Nach dem wenig erfreulichen Genusse dieser Parade fühlte ich das dringende Bedürfnis nach einer leiblichen Stärkung; wir frühstückten also zunächst, machten dann einige Einkäufe in Seidentüchern und Mosaikbroschen, wobei wir tüchtig handeln mußten, und fuhren schließlich mit dem Dampfer nach dem *Lido*, der Meeresküste, dem Zoppot von Venedig. Stundenlang lagen wir hier im Sande und träumten beim einschläfernden Meeresrauschen von Vergangenheit und Zukunft, vor allem aber auch davon, daß es so schöne Fleckchen auf der Erde gibt, wo man am 11. November noch so lange am Strande ruhen kann. Wie mochte es wohl jetzt in der nordischen Heimat aussehen, die wir in 48 Stunden wieder betreten sollten! Ja, wir merkten es jetzt deutlich, mochte uns auch noch soviel an das schöne Land Italien fesseln und das Scheiden schwer machen: das Heimatgefühl war doch stärker in uns, wie sehnten wir uns nach dem sechswöchigen Wanderleben heimwärts! Diese Träumereien wurden unterbrochen durch die Anpreisungen eines fliegenden Händlers, der uns sogar bis hierher verfolgte; während die beiden Genossen — der erkältete Kollege vom vorigen Tage hatte sich zu uns gefunden — ihre Sehnsucht nach Austern bei ihm befriedigten, erstand ich einige Seepferdchen, die den Patenkindern daheim eine Freude machen sollten — alles um einen lächerlich geringen Preis. Nunmehr nahmen wir den Kaffee — ebenfalls im Freien — und ließen zahlreiche Venezianer an uns vorüberziehen, die den schönen Nachmittag gleich uns am Strande genießen wollten. Gegen Abend bestiegen wir eine Gondel, um eine *Spazierfahrt über den Canal grande* und einige Seitenkanäle zu machen, deren es ja ungefähr 150 gibt. Ein ganz eigenartiges Vergnügen, an den auf Pfahlrosten gebauten, aus dem Wasser sich heraushebenden Häusern, deren manches einen hochberühmten Namen trug, vorbeizugleiten. — Beim prächtigsten Sonnenuntergange, der den Kanal in Purpurfarben zu tauchen schien, landeten wir an der *Riva degli Schiavoni*, an der wir wohnten, warfen unter Schauern einen Blick auf die *Seufzerbrücke*, die vom Dogenpalaste in die unterirdischen Gefängnisse (Pozzi) führte, und gingen, vorbei an dem Standbilde des *Re galantuomo* mit der geknechteten und befreiten Venezia, ins Hotel, um neue Kräfte zu sammeln. — Am Abend speisten wir in einem feinen italienischen Restaurant am Markusplatze, betrachteten eine Weile das lebhafte Treiben auf dem Platze, wo sich ganz Venedig zur Feier des Tages ein Stelldichein zu geben schien, und nahmen dann den Abschiedstrunk bei Bauer-Grünwald. Als wir nach etwa einer Stunde den Markusplatz wieder durchquerten, war außer uns keine Menschenseele darauf, ringsum herrschte tiefe Stille, der Mond erstrahlte in silbernem Glanze: ein friedliches Bild von wunderbarer Wirkung.

München, den 13. November, vormittags.

Ich bin am Ende. Wie im Traume fand ich mich heute früh $\frac{1}{2}$ 7 Uhr nach vierzehnstündiger, ununterbrochener Fahrt wieder auf dem Bahnhofe in München, an der Stelle, wo ich vor fast sieben Wochen, die Brust von Hoffnung geschwellt, die Reise nach dem heiß ersehnten Süden antrat. Wie geht doch alles so schnell vorüber! Erst die monatelange Vorbereitung, dann die Reise selbst mit ihren täglich neuen Eindrücken, nun wieder auf heimischem Boden! Armes Herz, klage nicht, du wußtest, daß auch diese Reise ein Ende nehmen mußte, und hast dich ja oft genug inmitten der auserlesensten Genüsse nach der trauten Heimat gesehnt! Freilich machte diese zum Empfange kein sehr freundliches Gesicht. Während wir vorgestern in Venedig stundenlang am Meeresstrande lagerten und noch gestern nachmittag in Verona unseren Kaffee im Freien einnahmen, empfing uns hier naßkaltes Wetter, so daß wir uns in unserem sommerlichen Kostüme recht ungemütlich fühlten. Ich zog deshalb vor, zunächst einige Stunden der süßen Ruhe zu pflegen und mich ordentlich durchzuwärmen, und nehme nun zum letzten Male während der Reise mein Tagebuch zur Hand, um die Erlebnisse von gestern einzutragen. — Heller Sonnenschein lag auf dem Canal grande, als wir in einer Gondel zur Bahn fuhren. Hier nahm uns der Zug nach Verona auf, der uns durch fruchtbare Gefilde führte, aus denen wir schon einen heimischen Hauch zu verspüren glaubten, trotzdem uns noch der Alpenwall von der Heimat trennte. Der Menschenschlag und die Lebensbedingungen sind eben hier ganz andere als im übrigen Italien, und das Altertum war völlig im Rechte, wenn es die Po-Ebene nicht zu Italien rechnete. Uns wird das Land wohl auch näher gebracht durch die lange österreichische Herrschaft, die bis 1866 hier bestand, und durch die überaus zahlreichen Deutschen, die jahraus jahrein hierher strömen. In **Verona** selbst, wo wir gegen Mittag ankamen, stößt man ja noch direkt auf Reste altgermanischer Vergangenheit, die uns in das fünfte und sechste Jahrhundert führen, wo die Ostgoten unter Dietrich von Bern hier ein Reich aufrichteten. Vom Bahnhofe fuhren wir mit der Pferdebahn zunächst nach der *Piazza delle Erbe*, dem alten Forum, jetzt Frucht- und Gemüsemarkt. Beim Betrachten der zahlreichen Erinnerungen aus dem Mittelalter, die sich hier befinden, gerieten wir mitten in das Markttreiben hinein, machten auch einige Einkäufe, um ein improvisiertes Frühstück einzunehmen. In einem einfachen Bäckerladen fand ich zwar kein Weißbrot, wie ich es haben wollte, dafür aber selten schöne Schokolade. Auf der anstoßenden *Piazza dei Signori*, in deren Mitte das Standbild des Dichters der göttlichen Komödie steht, konnten wir einige kunstvolle Bauwerke aus der Zeit der Skaliger bewundern, die in Verona seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts eine glänzende Herrschaft führten. Auch *den Denkmälern dieser Familie* galt natürlich unser Besuch; die streng gotischen Formen versinnbildlichen gleichsam das kraftvolle Auftreten der Skaliger, deren Wappen, eine Leiter, vielfach in dem Gitterwerke wiederholt ist. Von hier führte unser Weg nach dem *Amphitheater* an der *Piazza Vittorio Emanuele*. Dasselbe kann natürlich an Größe mit dem Flavischen in Rom nicht wetteifern, zeichnet sich aber durch einen verhältnismäßig guten Zustand aus, da es vielfach restauriert ist; für uns Deutsche ist es außerdem dadurch anziehend, daß nach der Sage der große Theoderich darin gewohnt hat. Wir hatten natürlich durch unseren Permessio, der für das ganze Königreich galt, auch hier freien Zutritt. Um nun aber dem biedereren Wärter, der mit seiner rundlichen Ehehälfte die Honneurs machte, etwas zuzuwenden, kauften wir einige Ansichtskarten; auf die Lira mußte er 40 centesimi herausgeben, gab uns aber zwei Zwanzigkreuzerstücke, ohne daß wir es bei der Ähnlichkeit der Geldstücke sofort bemerkten. Übrigens wurden wir dieselben bald darauf in einem Geschäfte ohne Umstände wieder los, wo man sogar unser reichsdeutsches Geld in Zahlung nahm — auch ein Zeichen der nahen Heimat. Nach kurzer Mittagspause wanderten wir hinaus am Ufer der Etsch entlang nach der berühmten Kirche *S. Zeno Maggiore*, die sich kein Besucher Veronas entgehen lassen darf. Sie ist ohne Zweifel der schönste romanische Bau Oberitaliens etwa aus dem zwölften Jahrhundert, nach dem Wechsel von Pfeilern und Säulen und der flachen Decke, den charakteristischen Merkmalen für den Übergang von der früheren Bauweise zum

romanischen Stile, könnte man sie sogar für noch älter halten. Sie erinnerte mich auf das allerlebhafteste an eine unserer schönsten romanischen Kirchen in Deutschland, die Michaeliskirche in Hildesheim, welche dieselben Formen zeigt und etwa dem Jahre 1000 entstammt. Am Portale von S. Zeno befinden sich Reliefs; darunter ist besonders interessant Theoderich als „wilder Jäger“.

Hiermit beschlossen wir unsere beschauliche Tätigkeit in Verona. Auf dem Wege zum Bahnhofe verproviantierten wir uns hinreichend für die lange Fahrt bis München, nahmen wehmutsvollen Abschied von dem gastlichen Lande, das uns eine Reihe von Wochen so freundlich aufgenommen, und bestiegen dann den deutschen Eisenbahnwagen, der mich bis München, meinen lieben Begleiter sogar direkt bis Berlin führen sollte. In **München**, wo wir uns vor fast sieben Wochen zusammenfanden, trennten sich unsere Wege: er fuhr direkt in die meerumraute Heimat, ich blieb noch einen Tag in München, um vor allem die *Glyptothek* mit ihren herrlichen Schätzen zu besichtigen; denn auch neben den italienischen Wunderwerken können sich ein *Apollo von Tenea*, eine *Medusa*, ein *Alexander der Große* und vor allem die *Ägineten* wohl sehen lassen. Dabei werde ich dann freilich zum ersten Male meinen lieben Freund schmerzlich vermissen, mit dem ich bisher das viele Schöne immer zusammen genossen habe: sehen doch auch vier Augen mehr als zwei, und ein reger Gedankenaustausch führt zur Klärung des Geschauten. Mag uns der gütige Gott noch oft zusammenführen und die herzliche Freundschaft, die wir geschlossen haben, für immer wach erhalten! Dem teuren Freunde sei auch an dieser Stelle noch einmal herzlich gedankt für seine hingebende Liebe und Treue! — Morgen wird mich derselbe Zug in die Heimat entführen; und wenn damit auch die italienische Reise ihr Ende erreicht hat, die Erinnerung daran wird fortdauern und der Berufsarbeit, so Gott will, noch recht lange und recht oft zum Segen gereichen.



